Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch

Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde

Band: 3 (1880)

Artikel: Die Deportation zürcherischer Regierungsmitglieder nach Basel im Jahr 1799

Autor: Orelli, A. von

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-984902

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Deportation zürcherischer Regierungsmitglieder nach Basel im Jahr 1799.

Von Prof. Dr. A. v. Orelli.

Keine Periode unserer vaterländischen Geschichte ist schwieriger richtig und unbefangen zu beurtheilen, als die Zeit der Helvetischen Republik. Sie war eine Aera des Widerspruches, eine Sturm- und Drangperiode, in der plötzlich und unvermittelt der lose Staatenbund der alten Eidgenossenschaft, zusammengesetzt aus regierenden Orten nebst ihren Verbündeten- und Unterthanenlanden, in einen Einheitsstaat nach französischem Muster umgewandelt werden sollte. Die Verfassung verkündete Freiheit, Gleichheit, Aufklärung; aber das Volk seufzte unter der schmählichsten Knechtschaft; noch hing es an seinen alten Anschauungen und Bräuchen und die tüchtigsten Männer, welche den guten und fruchttragenden Ideen der Neuzeit zugethan waren und Bahn brechen wollten, wurden durch leidenschaftliche Schreier überstimmt und in ihren besten Bestrebungen gehemmt. Die schönsten Pläne für Gesetzgebung, Unterricht und Volkswohlfahrt wurden entworfen, konnten aber nicht ausgeführt werden, weil ein Ereigniß das andere verdrängte. Die Franzosen, oder wie man sie damals hieß, die Franken, welche sich als die Freunde und Befreier der Schweiz darstellten und anpriesen, erwiesen sich in That und Wahrheit als die grausamsten Bedränger des Landes; das helvetische Direktorium sank herunter zu einem willenlosen Werkzeug der übermüthigen fränkischen Republik und entblödete sich nicht, nachdem die französische Armee im Wintermonat 1798 Nidwalden in schmählichster Weise verwüstet hatte, öffentlich zu erklären, die fränkischen Truppen hätten sich um das Vaterland verdient gemacht.

Wie die Länder der innern Schweiz, so waren auch die ehemals regierenden Städte und deren Patrizierfamilien unausgesetzt Gegenstand der Verfolgung. Die Urheber der letztern waren vorzugsweise die Direktoren Ochs und Laharpe, welche die übrigen Mitglieder der helvetischen Regierung beherrschten. Ihren Höhepunkt erreichten jene Maaßregeln in den zahlreichen Deportationen (Gefangennahme und Entführung) der edelsten und verdientesten Männer aus Städten und Ländern, die man aus bloßer Willkür, ohne Beweis und Urtheil, ja auf die bloße Verdächtigung des schlechtesten Menschen hin, ihrer Heimat und Familie, ihrem Beruf und Erwerb entriß und sie selbst in französische Festungen führen ließ.

Abgesehen von den Memoiren des edeln Pfarrer Lavater*) („meine Deportationsgeschichte"), der selbst auch ein Opfer der Verfolgung wurde, weil er sich in seiner gerechten Entrüstung allzu eifrig gegen die Willkürherrschaft aussprach, hat dieser historische Vorgang noch keine eingehende Darstellung**) erhalten. Die hiesige Stadtbibliothek besitzt ein Manuscript (G 401) von Hrn. Statthalter Hs. Ed. Hirzel, worin er die Erlebnisse während der Zeit seiner Gefangenschaft genau schildert. Sodann befindet sich in meinen Händen eine ähnliche handschriftliche Aufzeichnung***) eines andern Leidensgefährten, des Hrn. Gerichtsherrn Salomon v. Orelli. Aus diesen beiden Quellen unter Benutzung offizieller Aktenstücke und einiger unedirter Familienbriefe****) ist die nachfolgende Darstellung entstanden, wobei ich die wichtigeren

---

*) J. C. Lavater's ausgewählte Schriften, herausgegeben v. J. C. Orelli. Th. 6, S. 1—188.

**) Manches Einzelne findet sich in Schuler's Thaten und Sitten der Eidgenossen. Bd. VII, S. 198 ff.

***) Ich verdanke dieselbe der Gefälligkeit des Hrn. Stadtrath Landolt.

****) Es sind Briefe an Hrn. Seckelmeister Hirzel, aus welchen Hr. O. Pestalozzi-Junghans schon früher Auszüge gemacht hat, welche er mir nebst seinen eigenen Auszügen aus dem erwähnten Manuscript des Hrn. Statthalter Hirzel auf's freundlichste zur Disposition gestellt hat, so daß mir dadurch die Arbeit wesentlich erleichtert wurde.

Stellen der beiden Memoiren H. und O. möglichst in ihrem Wortlaut reden und sich gegenseitig ergänzen lasse.

Bevor ich indessen mit den Auszügen aus diesen handschriftlichen Quellen beginne, ist es nöthig, einige Bemerkungen zum bessern Verständniß der damaligen politischen Lage vorauszuschicken.

Nach der von Ochs von Basel entworfenen und ohne Diskussion zu Aarau den 12. April 1798 angenommenen ersten helvetischen Staatsverfassung stand an der Spitze der in einen Einheitsstaat umgewandelten schweizerischen Republik ein Direktorium von fünf Mitgliedern, welchem die höchste vollziehende Gewalt übertragen war. Die Gesetzgebung lag zwei Kammern ob: dem Senat und dem sog. großen Rathe. Es gab einen obersten helvetischen Gerichtshof; die Kantone waren bloße Verwaltungsdistrikte, jeder Kanton besaß ein Kantonsgericht und Distriktsgerichte als untere Instanzen, eine Verwaltungskammer und einen Regierungsstatthalter. Durch diesen letztern vollzog das helvetische Direktorium seine Befehle und Maßnahmen in den einzelnen Kantonen und es handelte sich also vorzüglich darum, hier immer ganz gesinnungstreue und willfährige Werkzeuge zu besitzen.

Am 1. März 1799 erklärte Frankreich, welches sich neuerdings zu einem großen Angriff auf das alte Europa rüstete, an Oesterreich den Krieg und unser Vaterland war durch den Bundesvertrag vom 19. Aug. 1798 gezwungen, sein Contingent an Truppen zu demselben zu stellen. Die helvetische Miliz war, abgesehen von den Waadtländern, wenig geneigt, in einen Krieg zu ziehen, den sie verabscheute, während Frankreich fortwährend drängte und mahnte und das helvetische Direktorium Verordnungen um Verordnungen erließ, die nicht befolgt wurden. Die Truppen mußten, da freiwillige Werbungen nicht zum Ziel führten, schließlich ausgehoben und Widerstand dagegen als Hochverrath erklärt werden. Eine Reihe drakonischer Gesetze verhängte z. B. zehnjährige Kettenstrafe gegen Milizpflichtige und gegen solche, die einen österreichischen Gefangenen befreien, Tod gegen Werber in andere Dienste und Ver-

leiter zur Emigration, Tod endlich gegen Jeden, welcher die Anordnungen der Regierung zur Vertheidigung des Vaterlandes rügen sollte*).

In dieser Zeit der Gewalts-Maßregeln und einer bis dahin unerhörten Militärdiktatur wurde auch der der helvetische Strafcodex vom 1. April 1799 erlassen, dessen Härte sprichwörtlich geworden ist. Die Presse war gänzlich unterdrückt, das Briefgeheimniß wurde verletzt, die politische Spionage systematisch betrieben und den Statthaltern von oben herab beständig eingeschärft.

Die helvetische Regierung fühlte indeß wohl, daß ihre Herrschaft auf thönernen Füßen stehen würde, wenn es den Oesterreichern gelingen sollte, in der Schweiz Fuß zu fassen. Ueberall witterte sie Correspondenzen und Verbindungen der Unzufriedenen mit dem österreichischen Hofe oder den schweizerischen Emigrirten, welche bei der kaiserlichen Armee standen. Deßhalb griff sie zum Terrorismus, um den Landeskindern, welche sich noch nicht mit den neuen Zuständen befreunden konnten, einen heilsamen Schrecken einzujagen und sie von vorneherein von jeder Theilnahme an reaktionären Bestrebungen fernzuhalten.

Zu diesem Behuf errichtete das Direktorium in jedem Kantonshauptort ein Kriegsgericht, dessen Besetzung mehr oder minder dem Statthalter überlassen war. In diese Zeit fällt die plötzliche Verhaftung und Deportation einer großen Anzahl angesehener Patrizier in den Städten Zürich, Bern, Freiburg, Solothurn und die schmähliche Behandlung einer Anzahl Bürger aus der innern Schweiz. In Aarburg wurden im Juni des Jahres 1799 in unterirdischen Gewölben ohne Lüftung, ohne Stroh, mit halbverfaulter Kleidung, dem Hunger, der Kälte und jeder Unreinlichkeit preisgegeben, 186 solche politische Gefangene gefunden, denen der Kerkermeister der Republik das Wasser und das Stroh zu exorbitanten Preisen verkaufte!**)

---

*) Vergl. Tagblatt der Gesetze und Dekrete der helvetischen Republik. Bd. II, S. 475, 477 und 478.

**) Billeter's Bericht an das Direktorium Schuler a. a. O. S. 215.

Dieser Terrorismus ist als der Ausfluß jener einerseits ängstlichen, andererseits zu den verzweifeltesten Maßregeln geneigten Stimmung des Direktoriums zu erklären, welches sich mit außerordentlichen Vollmachten hatte versehen lassen.

Indem ich mich darauf beschränke, die Deportation zürcherischer Stadtbürger zu schildern, will ich zuerst über die einzelnen Persönlichkeiten, welche in diesem Drama die Hauptrolle spielen, einige Notizen vorausschicken.

Regierungsstatthalter des Kantons Zürich war damals Joh. Caspar Pfenninger von Stäfa, welcher früher in Folge der bekannten Unruhen in den Seegemeinden (1795) des Landes verwiesen worden war und in Folge dessen den bittersten Haß gegen die frühern Regenten hegte.

Glieder des geheimen Kriegsrathes waren bei uns folgende Männer, aus dem Kantonsgericht: Zunftmeister Wegmann, Wuhrmann, Gerber Wunderli von Meilen, Grafschafts-Fürsprech Homberger von Wermatsweil; aus der Verwaltungskammer: Untervogt Egg von Ellikon, Schellenberg von Weißlingen und Theiler aus Riesbach; aus dem Distriktsgericht: Tuchhändler Tobler, Rathsherr Scheuchzer, Weber Sprüngli, Zuckerbäcker Vogel. Zugezogene Assessoren waren Metzger Heß, der bekannte Landschaftsmaler und Rathssubstitut Landolt. Agenten: Dr. Römer und Spitalschreiber Schweizer. Sekretär dieses Collegiums war ein gewisser Affsprung, ein Deutscher, der durch patriotische Flugschriften das helvetische Bürgerrecht erworben hatte

Von diesem geheimen Tribunal wurden nun theils einstimmig, theils mit Mehrheit der Stimmen folgende vierzehn ehemalige Regierungsmitglieder zur Deportation bestimmt:

1) Junker Hs. David Wyß, geb. 1737, † 1815, der gewesene Bürgermeister des Standes Zürich (1795—1798), das Haupt der alten Regierung, ein hervorragender Staatsmann, der eine Reihe

von öffentlichen Stellen bekleidet hatte, auch von 1771 an Landvogt in Kyburg gewesen war.

2) Statthalter Hs. Conrad Hirzel (zum Licht, geb. 1747, † 1824), der Verfasser unserer Memoiren, Freund und Gesinnungsgenosse des zuerst erwähnten Magistraten; er war Präsident der Untersuchungskommission im Stäfner Insurrektionshandel 1795 gewesen, ein muthiger und entschiedener Gegner der neuen Staatstheorien.

3) Seckelmeister Hans Caspar Hirzel (zum Reh, geb. 1746, † 1827), auf welchen Direktor Ochs wegen früherer Vorgänge in Basel einen besonderen Haß geworfen hatte. Dieser gleiche Hirzel wurde im November des Jahres 1802 nochmals in Gefangenschaft geführt, nach Aarburg, mit Aloys v. Reding, Auf der Mauer u. A.

4) Rathsherr Jakob Pestalutz (Pestalozzi, geb. 1749, † 1831), gewesener Obervogt zu Horgen, war in dem bekannten Stäfnerhandel in jene Vogtei geschickt worden, um die Ruhe aufrecht zu halten und wurde dann beschuldigt, im Namen der Regierung Versprechungen gemacht zu haben, welche nicht gehalten worden seien. Seit der Revolution war er Mitglied und Vizepräsident der Municipalität (des Stadtrathes).

5) Zunftmeister Jakob Irminger. Als gewesener Obervogt von Stäfa hatte er sich die gleichen Vorwürfe wie Pestalutz zugezogen. Hirzel sagt von ihm, er sei ein durch seine Kenntnisse, Erfahrungen und in der Industrie sehr gewandter Mann gewesen, dem die damalige Regierung eine kräftige Theilnahme an dem Sturz der Helvetik zutrauen mußte. Er wurde beim Rückzug der russischen Armee am 25. September 1799 von zwei Kosaken vor seinem Hause angefallen und mit Lanzenstichen getödtet.

6) Jkr. Hs. Conrad Meiß (später Oberrichter und Erziehungsrath, † 1821), galt eigentlich eher als ein der helvetischen Constitution geneigter Mann; H. spricht die Vermuthung aus, er sei den Deportirten zur Wache mitgegeben worden. (?)

7) Ikr. Hans Reinhard (geb. 1755, † 1835), Rathsherr. Es ist dieß der später mit Recht zu so großer Berühmtheit gelangte Landammann der Schweiz, ein ausgezeichneter Staatsmann, dessen Leben der sel. Hr. Bürgermeister v. Muralt so anziehend geschildert hat.

8) Zunftmeister Felix Escher († 1805), ein ganz entschiedener Feind der helvetischen Regierung.

9) Salomon v. Orelli, Gerichtsherr v. Baldingen (geb. 1740, † 1829), ebenfalls ein Anhänger der alten Ordnung der Dinge, als Vertrauter und Korrespondent des österreichischen Feldmarschall v. Hotze, den damaligen Regenten begreiflicherweise sehr verhaßt. 1790 hatte er das Präsidium der helvet. Gesellschaft in Olten bekleidet. 1794 ward er Mitglied des geheimen Rathes. Kurz nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft in Basel in Folge der von ihm selbst so wahrheitsgetreu geschilderten Deportation begab er sich freiwillig in's Exil nach Deutschland und wenn er auch später wieder in seine Vaterstadt zurückkehrte, so bekleidete er doch keine öffentlichen Stellen mehr, sondern lebte den Studien, seiner Familie und seinen Freunden und bewahrte bis in's hohe Alter eine jugendliche Frische des Geistes. Er sagt von sich selbst am Schlusse seiner Memoiren: „den 25. September 1799 eroberten die Franken Zürich wieder; übertriebene Furcht, Ueberraschung, starkes Zureden von dem ehrwürdigen Hrn. Schultheiß Steiger und weit mehr als das Alles, Antrieb und unwiderstehliche Bitten der mir theuersten Personen verleiteten mich mit Gattin, Sohn, Sohnsfrau und Enkeln nach Deutschland zu emigriren. Die Folgen dieser übereilten Schritte und Unfälle, die Schlag auf Schlag über mich gekommen, zerstörten auf immer meinen äußern Wohlstand. Aber Gott Lob nur auf kurze Zeit meine innere Ruhe. Gott im Himmel sei gepriesen! der Abend meines Lebens ist glücklich; ungewohnte Entbehrungen und mein Verlust schmerzen nicht mehr!"

10) Melchior Römer (geb. 1744, † 1828), des großen Raths, ein reichbegüterter Kaufmann und früher Oberstlieutenant beim Succurs-Regiment.

11) Anton Ott (geb. 1752, † 1800), Wirth zum Schwert, des großen Raths, ein energischer Mann, den man des Briefwechsels mit den Emigrirten verdächtigte.

12) Junker Gerichtsherr Georg Escher von Berg (geb. 1756, † 1837) hatte früher in holländischen Diensten gestanden und besaß in seiner ehemaligen Herrschaft Berg großen Einfluß auf das Landvolk.

13) Junker David Wyß (geb. 1763, † 1839), der Sohn des zuerst genannten Bürgermeisters, war damals Staats-Unterschreiber und später in den Jahren 1804—1832 selbst auch Bürgermeister. Er ist der Verfasser des politischen Handbuchs der Stadt und Landschaft Zürich, welches 1796 erschien und ein wahres Muster einer klaren und populären Darstellung der Staatseinrichtungen unserer alten Republik ist.

14) Rathssubstitut Hs. Jakob Hirzel (geb. 1760, † 1829), Sohn des oben unter Nr. 3 erwähnten Hrn. Seckelmeisters.

Mit Ausnahme der beiden letztgenannten befanden sich damals sämmtliche übrige Herren in den Fünfzigerjahren, also schon in einem vorgerückteren, für Entbehrungen und Strapazen empfindlicheren Lebensalter.

Gehen wir nun an Hand des Manuscriptes H., dessen Eintheilung ich folge, zur Betrachtung der Ereignisse selbst über.

Manier der Arestationen.

„Die Arrestation der zur Deportation bestimmten 14 Staatsbürger und ehemaligen Regierungsglieder hat so viel Originelles und Merkwürdiges und wirft auf die Charaktere der verschiedenen in Vollziehung dieser Maßregel thätigen, berufenen und unberufenen Verhaftnehmer ein so helles Licht, stellt aber auch anderseits das würdige, ruhige, wahrhaft edle Benehmen der Arrestanten und ihre Ergebung in das harte, unvermeidliche Schicksal in solche Klarheit, daß die Manier selbst in einen besondern Abschnitt gefaßt zu werden verdient.

Der erste dießfällige Aktus ging über 10 Individuen den 2. April, der zweite über 4 derselben den 5. April vor. Schon am Abend der

ersten zog ein Jäger-Corps aus den See-Gemeinden" — wie es scheint die zuverläßigsten bei einem Gewaltakt gegen die Aristokraten — „Oberrieden, Thalweil, Kilchberg und Rüschlikon mit Musik in die Stadt ein; man staunte sich bei diesem Anblick an und Niemand wußte über die Bedeutung dieses Erscheinens Bescheid. Nur in den Häusern, wo jene Militärs einquartirt waren, äußerten diese sich auf Befragen hohnlächelnd, sie seien hier, um Morgens ein Dutzend Vögel zu fangen. Einer der Deportirten hatte bereits 3 Tage bemerkt, daß der nämliche Militär ihn jeden Abend von dem Gesellschaftshaus zum Rüden bis gegen seine Wohnung bei 10 Schritten hinter ihm begleitet hatte. Die Consigne, so dem Lieutenant des Corps in der letzten Nacht aus der Präfektur zugestellt worden, lautete: Durch Abtheilungen von je 4 Mann die Abgeordneten, welche den ehrenvollen Auftrag übernommen, mehrere der Gegenrevolution verdächtige Stadtbürger in Verhaft zu nehmen, in die Häuser dieser zu begleiten, dort Wache zu stehen, daß Niemand aus- und eingehe, bis der Gefangenen Schriften versiegelt seien, sie selbst aber weggebracht und unter ihrer Bedeckung in die Wohnung des Statthalters geführt werden.

Nun zur Geschichte einzelner Verhaftnehmungen am Morgen des 2. April.

Zu dem alten Consul Wyß begab sich schon früh um 6 Uhr Kantonsrichter Wuhrmann mit 4 Jägern, drang auf die unverschämteste Weise in's Schlafzimmer seiner Frau und kranken Tochter, die in den heftigsten Schreck versetzt wurden, dann in's Schlafzimmer des Hausherrn, der sich in Gegenwart eines Jägers ankleiden mußte, während Wuhrmann alle Schränke nach Schriften zu durchstöbern begann. Was er fand, ward in zwei Säcke gepackt, auf die Präfektur geschickt und der Bürgermeister um 10 Uhr in einer Sänfte ebenfalls dorthin escortirt.

Statthalter Hirzel scheint Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit des Präfekten gewesen zu sein, denn zu ihm begab sich derselbe persönlich, um die Untersuchung der Schriften vorzunehmen, nachdem Agent Köchlin, Obmann der Buchbinder, vorher den Verhaftsbefehl

vorgewiesen. Der Letztere begleitete den Statthalter auf die Präfektur und zeigte sich über seinen Auftrag dabei sehr betroffen, „hauptsächlich des Umstands wegen, daß sein Loos war, seinen ehemaligen Zunftmeister und bewährten Gönner arretiren zu müssen. Zu Thränen gerührt, hob er unterwegs ehrerbietigste Entschuldigungen an: Ihm ward freundlich aber mit Nachdruck geantwortet: Herr Obmann, ihr arretirt keinen Verbrecher! Ihr befolget nur einen konstitutionswidrigen Befehl! Wer ein Aemtchen wie das Euere ist, übernimmt, muß mitspielen; die Reue kommt zu spät."

Rathsherr Pestalutz war nach Gewohnheit zwischen 8 und 9 auf das Munizipal-Gebäude gegangen, fand aber nur wenige seiner Collegen dort und diese ganz bestürzt über die eben ruchbar gewordenen Verhaftungen. Sofort nach Hause eilend fand er dort den Vizepräsidenten des Kantonsgerichts, Homberger, mit einem Verhaftsbefehl des Präfekten (von der Hand Affsprungs) also lautend:

„Freiheit Gleichheit

der Reg.-Statth. an den Bürger Homberger, V. P. des Kantonsgerichts.

Bürger! Sie erhalten hiemit den Auftrag und die Vollmacht, den Bürger Pestalutz, Munizipalbeamten, zu arretiren, dessen Papiere zu sammeln, und bey Handen zu behalten, bis ich selbst dahin komme, den B. Pestalutz aber schicken sie wohlbewacht zu mir.

Republikanischen Gruß und Bruderliebe

Pfenninger, Reg.-Statth."

Arrestant riß sich, ohne viele Worte, aber mit desto mehr Empfindung aus den Armen der Gattin, segnete im Herzen seine acht Kinder und entfernte sich im Begleit Hombergers ohne Wache, innerlich vollkommen ruhig."

Charakteristisch war die Verhaftung Orelli's durch den oben erwähnten Homberger. „Dieser war vormals Kyburgischer Grafschafts-Fürsprech gewesen, hatte unter der alten Regierung bei allen Anläßen dem Volk das Glück, unter so klugen, gerechten, väterlich gesinnten Obern zu stehen, himmelhoch angepriesen, auch das Vertrauen

der Landvögte, vorzüglich des letzten derselben besessen und ward nun nachdem die alte Regierung gestürzt war, Sykophant der neuen helvekler (sic!) Regierung, erst Kantonsrichter, hernach Unterpräfekt des Distrikts Uster und sinthar Patronus der in dortiger Gegend entstandenen Sekte der Neugläubigen, deren Hauptdogma ist, Zehenden und Grundzinse für eine Erfindung des leidigen Satans zu achten.

Dieser eilte nun mit Theiler zwischen sechs bis sieben zu Orelli und vernahm dort, er sei gerade in die Frühpredigt, welche am Dienstag Morgen regelmäßig von Antistes Heß im Großmünster gehalten ward. Homberger eilte ihm mit zwei Jägern nach, klopfte geräuschvoll an die Thüre und ließ Orelli durch den schreckenbleichen Sigrist herausrufen, der dem Ruf, ohne zu wissen was er bedeute, folgte und gleich beim Heraustreten auf den „beschärpten Hängebauch" stieß. Gravitätisch, aber doch mit dem Hut in der Hand, eröffnete Homberger seinen Befehl, Orelli zum Präfekten zu führen. „Wozu aber die Jäger?" „Es geschieht auf Befehl und im Hause ist noch ein Beamter, um dort die Schriften zu versiegeln." Orelli forderte darauf, nach Hause zu gehen, um der Versieglung beizuwohnen. H. schlug's rund ab. „Wie? Der Befehl lautet, mich in meinem Haus abzuholen und purer Zufall ist's, daß ich mich nicht dort befunden habe; sonst kein Beamter sich das Recht angemaßt hätte, in Abwesenheit des Eigenthümers Schriften unter Siegel zu legen, oder wegzunehmen oder gar verdächtige unterzuschieben." H. über diese Reden entrüstet, schlug auf die Schärpe und deutete auf die Jäger, die nicht vergebens, sondern zur Behinderung des Widerstands da seyen. O. mußte sich fügen und es blieb ihm nichts übrig, als laut und feierlichst gegen diese Gewaltthätigkeit zu protestiren.

Der Zank dauerte eine Weile und die Unruhe auf den Gesichtern der nächst der Thüre sitzenden Zuhörer mehrte sich, so daß Frau Rathsherr Escher, Orelli's Schwester, den Hörsaal verließ, im Moment als ihr Bruder mit dieser Schaar Wacht die Treppe hinunterging. Ueber dieses Begleit bestürzt, fragte sie: „Um Gottes Willen was bedeutet dieß?" „Ich weiß nichts, als daß Bürger Homberger Befehl hat, mich zum

Präfekt zu führen und daß man im Haus meine Schriften untersucht; bitte Deinen Mann hinzugehen, um Unfugen und Unordnung zu verhüten." O. reichte zum Abschied seiner Schwester die Hand, H. bot die seinige auch dar; mit einem Schlag darauf sagte sie in verachtendem Blick und Ton: „Geht und schämt euch!" H. schlug die Augen nieder und schämte sich, nicht zwar über die Rolle, die er spielte, aber über die Demüthigung in Gegenwart der Jäger durch seine ehemalige Frau Landvögtin, deren sanftes, liebreiches und menschenfreundliches Benehmen er vorher himmelhoch und mit Wahrheit erhoben hatte.

Im Marsch über den Chorherrenplatz wollte H. die rechte Seite neben O. nehmen. „Nicht so, erwiderte dieser, gehen Sie vor oder hinter mir, oder zur linken; ich gehe zur rechten und nicht wie ein Delinquent, der in's Gefängniß geschleppt wird. H. gab nach und schwenkte links. Man begegnete noch wenigen Leuten; die man antraf, sahen neugierig nach und wer von beiden ein Arm-Sünder Gesicht hatte, mögen diese leicht unterschieden haben." Bevor sie beim Präfekten eintrafen, verdeutete ihm Homberger, er werde dort mehrere Bekannte, z. B. den Bürgermeister Wyß, Statth. Hirzel u. s. f. antreffen. „So! das ist ja gar gute und vornehme Gesellschaft!" antwortete O.

„Bei Ankunft in der Präfektur ward O. in das Wohnzimmer geführt, wo die Präfektin allein war und an einem Strumpf flickte. Auf Befragen, wo der Präfekt sei, von welchem er hören wolle, warum er ihn wie einen Verbrecher habe herschleppen lassen, antwortete sie schnippisch: „Der Bürger-Statthalter wird kommen, wenn es ihm gelegen ist und schon Red und Antwort zu geben wissen". Damit hatte die Conversation ein Ende, im Lauf einer Stunde trafen noch mehrere der zur Deportation Bestimmten ein und wurden vom Wohn- in ein anderes Zimmer gebracht.

Zwei Tage zuvor war Orelli bereits zum Präfekt beschieden worden, um über die Summen Auskunft zu geben, welche s. Z. aus dem kaufmännischen Direktorialfond zur Honorirung des Generals Hotze für Uebernahme des Kommandos gegen die Franzosen ausgesetzt worden

waren*). Mit ausgezeichneter Klugheit und Kaltblütigkeit wich O. den plumpen Fragen des Präfekten aus und Pfenninger mußte ihn unverrichteter Sache entlassen. O. hatte ihm unter anderm ungenirt erklärt, die vorgewiesene Instruktion des Direktoriums befuge ihn, Pf., durchaus nicht zum Inquiriren. Der Auftrag beschränke sich darauf, es solle Orelli zu schriftlichem Bericht ans Direktorium über die Sache angehalten werden; dem werde er genug thun, und in einigen Tagen dem Direktorium schriftlich deklariren, daß er sich nicht verpflichtet halte, der neuen Regierung Rechenschaft über die Handlungen der ehevorigen rechtmäßigen Regierung zu geben, die nach Ehre und Eid zum Besten des Vaterlandes Verfügungen getroffen habe.

Während seiner Verhaftung in der Kirche war es unterdessen im Hause geräuschvoll zugegangen. Theiler verlangte in grober Weise die Schlüssel zur Untersuchung; der Sohn versicherte, daß der Vater sie bei sich trage, übrigens ohne dessen Gegenwart nichts untersucht werden dürfe. Auf Vorweisung bestimmten Befehls vom Präfekten ließ man dort von Orelli die Schlüssel verlangen; als sich dann aber Theiler ans Durchstöbern machte, erschien O.'s Schwager, Rathsherr Escher und schüchterte denselben durch sein bestimmtes Auftreten so ein, daß er nur ganz oberflächlich die Schriften, welche ihm gerade in die Augen fielen, zusammenpackte, sie mit dem Familiensiegel versiegeln und an Ort und Stelle ließ, bis der Präfekt selbst käme. Auf diese Art entgingen ihm die Briefe des General Hotze, die dem Präfekten wohl ganz besonders werthvoll gewesen wären.

Aus der Präfektur nach Basel.

Wie bereits erwähnt, wurden am Morgen des 2. Aprils sämmtliche Deportirte zum Präfekten geführt, der seine Wohnung im Steinhaus zuoberst der Kirchgasse hatte, in dem Haus, welches zwei Jahre vor der

*) O. hatte in der That von der frühern Regierung den Auftrag erhalten, Hotze einzuladen, das Kommando der Schweizertruppen gegen die Franzosen zu übernehmen, und war ihm, als er diesem Rufe Folge leistete, bis Eglisau entgegengefahren. Er war daher, wie er selbst sagt, als ein Oesterreicher verschrieen.

Revolution für die Rechenschreiberei gekauft und eingerichtet worden war und nunmehr auch das Büreau des Kantonsgerichts enthielt. Beim Eingang, oben und unten an der Treppe, waren Jäger aufgestellt, auf dem Korridor Jäger, Artilleristen und Infanteristen, alle bewaffnet; im Arrestzimmer selbst schilderten zwei Artilleristen mit gezogenem Seitengewehr und der Consigne: „Die Arrestanten weder leise noch französisch sprechen zu lassen". Den Wachen draußen aber ward der noch ehrenvollere Auftrag, „die Arrestanten auf den Abtritt und von da ins Arrestzimmer zurückzuführen, auch dort alle Conversation und Komplott zu verhüten". Diesen Consignes blieben die Wachen, die stündlich abgelöst wurden, bis zum Lächerlichen ängstlich treu, nicht ohne viel Air und Anmaßung, „von Zeit zu Zeit machte der Präfekt die Patrouille im Zimmer, entschuldigte den Auftritt mit Vorschützung höhern Befehls. Niemand antwortete, er aber ebensowenig auf die Frage, ob man bald verhört werde. In Miene und Geberden zwar schien er zu sagen: „Zittert, dann ich förchte mich!" Affsprung war beständig gegenwärtig, antwortete aber ebenso kurz wie sein Herr auf an ihn gestellte Fragen und vertrieb sich im übrigen die Zeit mit Federnschneiden. Um 11 Uhr ward B.-M. Wyß in's Nebenzimmer beordert, wo sein zweitältester Sohn, gewes. Obrist.-Lieut. der Schweizergarde in Holland und sein Schwiegersohn Professor Ulrich den Präfekten im Namen der Familie ersuchten, statt des alten Mannes den ältesten Sohn in Haft zu nehmen oder wenigstens dem zweiten Sohn zu gestatten, den Vater zur Pflege zu begleiten. „Ueber diesen hohen Grad kindlicher Liebe und Zartheit sichtlich gerührt, willigte der Präfekt in den zweiten Vorschlag*) und eröffnete dem Bürgermeister zugleich, daß die Herren sämmtlich nach Basel deportirt werden würden. Laut und deutlich protestirte dieser gegen eine so verfassungswidrige Maßregel, erhielt aber nur den trocknen Bescheid: „Wenn man sich werde legitimirt haben, könne man wieder zurückkehren." Gugolz, der Kantonsgerichts-

*) Der zweite Sohn kehrte am 8. nach Zürich zurück, als der älteste Sohn ebenfalls deportirt in Basel anlangte und die Pflege des Vaters nun übernehmen konnte.

Präsident, der ebenfalls zugegen war, kreischte laut mit höhnischem Lächeln: So habt Ihr mir's auch gemacht! worauf ihm Konsul Wyß keck erwiederte: Was euch und andern widerfahren ist, geschah nach Urtheil und Recht, nach vorher aufgenommenen und in der Regel vollendeten Verhören. Dieser Gugolz war ein Rädelsführer im Memorial- und Stäfner-Insurrektionshandel, wurde als solcher in seinem Haus aufgefangen und in Verhaft gebracht, am Ende des Prozesses aber nicht bannisirt, wohl aber auf unbestimmte Zeit in's Zuchthaus verurtheilt, zum Theil der Strafe wegen, zum Theil auf dringende Bitten der Verwandten, die wegen seines verschwenderischen Lebenswandels seiner gern einstweilen losgeworden wären.

Die Nachricht, daß man nach Basel deportirt werden solle, hatte sich inzwischen unter den Anwesenden verbreitet und natürlich einem lauten Protest gerufen; da aber die gründlichsten Demonstrationen an der schweren Philosophie der mit Stutzern und Säbeln bewaffneten Jäger scheitern mußten, ergab man sich der Uebermacht und begnügte sich damit, einstimmig sich beim Präfekt für die Freilassung des Bürgers Pestalutz zu verwenden, als eines Vaters von acht minderjährigen Kindern, mit Anerbietung hinlänglicher Kaution. Dieser antwortete kurzweg: „Ich habe das gleiche erfahren müssen."

Da die Tischstunde mittlerweile herangerückt war, ließ der Präfekt im Schwert ein Mittagsmahl bestellen, das Frau Ott mit feiner Tischlinge und übrigem Geräth natürlich so stattlich als möglich herrichtete. „Bei der Rückholung mangelten freilich zwei silberne Löffel, die an Ort und Stelle selbst weggekapert worden sein mußten; auch soll das Weib des Präfekten gleich nach der Abreise die Ueberbleibsel des Desserts durchnascht und vor den Anwesenden lächelnd gesagt haben; „Da jünkerlets, da riechts recht aristokratisch!"

Die Abreise selbst verzögerte sich etwas, wegen der Schwierigkeit, auf dem Requisitionswege das nöthige Fuhrwerk zu bekommen, denn die beiden Lohnkutscher Freudweiler wollten keines abliefern, und

schließlich hatte Frau Zunftmeister Werdmüller zur Krone ihre Equipage zu diesem Frohndienste zu leihen. „Um halb vier Uhr erschien endlich der Distrikts-Präsident, Tuchhändler Tobler, gestiefelt und gespornt; er hatte seine hagere kleine Figur in eine funkelneue Uniform, blau mit rothem Kragen und Aufschlägen, gesteckt, wie solche ehemals die Harschier getragen, durch den hohen Hut, auf welchem ein großer, dreifarbiger Federbusch prangte, hatte er seiner Länge eine Viertel-Elle zugesetzt, er war mit einem großen schweren Säbel behängt, alles gar zierlich; gravitätisch schritt er das Zimmer auf und nieder und betrachtete mit Wohlgefallen seine Glanzstiefel. Aber recht bedauerlich war es anzusehen, wie dem braven Mann, der wol gewöhnt war das Ellenmaaß, aber nicht einen Säbel zu führen, derselbe bei jedem Schritt zwischen die wadenlosen Beine kam, und es ganz das Ansehen hatte, er wolle auf selbigem einen Ritt durch das Zimmer machen. Plötzlich hielt er still und präsentirte sich uns selbst gar feierlich als bevollmächtigter Kommissär der Expedition nach Basel. Dann zeigte sich der Storchenwirth Küfer Klauser in gleicher Uniform, ein wolgestalteter langer Mann, dem sein Rock ein militärisches Aussehen gab, nur trug er den Säbel wohl vor, wo er sonst den Küferhammer einzustecken gewohnt war. Dieser kündigte sich mit einem tiefen Bückling als Reisequartiermeister an.

Der Kommissär forderte uns nun zum Einsteigen auf und lud den Rathsherrn Pestalutz ein, im ersten Wagen neben ihm Platz zu nehmen und überließ es den andern, sich nach Gutdünken zu arrangiren. Dem ehemaligen Rang im Staat nach gingen sie durch's Haus hinab und bis auf den Graben vor dem Lindenthor, wo die Kutschen, von einer doppelten Reihe Militär bewacht, ihrer harrten. Viel Volk hatte sich versammelt und zeigte je nach Gesinnung Zeichen der Entrüstung oder der Schadenfreude. Unterm Fenster lag wieder die Frau Statthalter und bei ihr gafften alt Raths-Bauherr Scheuchzer, jetzt Mitglied des geheimen revolutionären Kriegsraths und Zunftmeister Wegmann mit Wohlgefallen auf die Scene herab.“ Hirzel gibt ihnen dafür keine guten Worte in seinem Manuscript.

„Außer dem Thor ward eingestiegen. Von der Eskorte der 38 Jäger, unter Kommando des Lieutenants Kläger von Rüschlikon, ward eine Avant- und Arrièregarde gebildet, in die blos von drei Arrestanten besetzten Kutschen je ein Wächter abgegeben und zwei auf die hintern Bretter. Tobler nahm die hohe Buschfeder ab dem Hut, pflanzte sie aber geschickt an die Portière seines Wagens, gleichsam als den Aushängeschild einer drinsitzenden helvetischen Autorität und der Quartiermeister führte den Zug zu Pferd bis vor die Stadt. Dann eilte er voraus, um Quartier für die Kolonne und bei den kürzern Haltplätzen einen Trunk für die Eskorte zu bestellen, die, weil zu Fuß, den Zug jedenfalls nicht gar zu rasch reisen ließ.

In Höngg wurden die „Landesverräther und despotischen Aristokraten" von den beim Wirthshaus versammelten Leuten schlecht empfangen, voll Respekt aber in der ehemals Meyer von Knonau'schen Herrschaft Weiningen, wo die Bauern die Wagen grüßend mit unbedecktem Haupt umstanden. Einer der Jäger erfrechte sich, einem solchen gutmüthigen Manne mit den derben Worten die Mütze aus der Hand zu schlagen: „Vor Verräthere und Schölme mußt du d' Kappe nüd abzieh!" worauf der Bauer eben so derb erwiderte: „Mir ziehnd d' Chappe nüd vor de Verräthere und Schölme'n ab, sunder vor eusere liebe Herre, wo im Wage sitzed."

Bei stockfinstrer Nacht langte man in Baden an, wo die Deportirten im Gasthof zur Waag die bestellte Unterkunft fanden. Das Nachtessen fiel sehr splendid aus und als die Gefangenen dagegen als unnöthig remonstrirten, indem sie bemerkten, daß sie weder gesonnen seien, die Reisekosten zu tragen noch der Regierung unnöthige Kosten zu verursachen wünschen, erwiderte Tobler: „Er und der Quartiermeister seien gewohnt, sich auf Reisen gütlich zu thun; ihm stehe zu, über unser Traktament zu verfügen; das Zahlen der Zeche werde sich am Ende wohl finden." Demzufolge ließen sich die beiden Häscher aller Orten die köstlichsten Weine vorsetzen, auch den leckersten Schlaftrunk auf's Zimmer bringen.

Unangenehm wurde den folgenden Tag der Empfang in Aarau. „In den Gasthof zum Ochsen drängte sich mit und hinter der Eskorte eine ganze Menge Volk, welche die Deportirten sogar beim Essen umdrängte, ohne die mindeste Scheu vor dem großen Sabel Tobler's, den dieser sogar bei Tisch anbehielt. Ganz höflich ersuchte er den zudringlichen Pöbel, die Bürger ruhig speisen zu lassen, als ihm einer aus der Menge zurief: Das Essen wehren wir ihnen nicht, aber die Verräther wollen wir recht anschauen, ehe sie gefangen werden. Mit verächtlichem Achselzucken beantworteten die Arrestanten diese freche Aeußerung, Tobler aber schlürfte ein Glas Wein hinunter. Bei der Abreise wiederholte sich der gleiche Unfug in vermehrtem Maße. Mit Mühe konnte die Eskorte den Weg die Treppe hinunter bahnen und vor dem Hause brach das Murren der Menge in laute Schimpfworte aus: „Die Landsverräther! die Landsverkäufer! die Oesterreicher! das gibt einen schönen Galgen voll!" Als Konsul Wyß einstieg, war's nur eine Stimme: „Schaut, schaut, der ist's!", worauf der ehrwürdige Greis sich auf dem Kutschentritt umkehrte und ganz kaltblütig rief: „Schaut nur, ich bin der Bürgermeister Wyß!"

„Das zweite Nachtquartier ward in Olten aufgeschlagen, das in Folge eines eben gestillten Bauernauflaufs von helvetischen Legionärs besetzt war, die auch gleich die Wache bei den Deportirten antraten, welche im Gasthof zur Krone außer der Stadt untergebracht wurden. Eine Empfindung wehmüthigen Heimweh's bemächtigte sich beim Eintritt in dieß Haus derer, die daselbst in einer langen Reihe von Jahren die helvetische, ursprünglich Schinznacher Gesellschaft con amore besucht hatten, unter diesen vorzüglich des Gerichtsherrn von Orelli*), der sich des ehrenvollen Empfangs als Präsident im Jahr 1790 erinnerte und nun in demselben Saal, in welchem sich ehemals frohmüthige Eidsgenossen

*) Beide Memoiren H. und O. schildern diese wehmüthige Empfindung in gleicher herzergreifender Weise und O. bemerkt: „Ich empfand lebhaft, wie vielen Veränderungen das Menschenleben ausgesetzt ist."

des Glücks, Wohlstands und der Freiheit ihres Vaterlands freuten, als Gefangner und Verbrecher von grober Miliz geneckt und geplagt zu werden dulden mußte. „Si un de ces traîtres voudra sortir de la chambre, fichez lui un coup de fusil“ war die Consigne des waatländischen Korporals an die Zimmerwache. Die hier besonders auffallend rohe Behandlung scheinen die Deportirten dem Reg.-Kommissär Hammer zu verdanken gehabt zu haben, der ihnen auch das Schreiben sehr brüsque untersagte und Tobler für seine strafbare Milde abkapitelte. Noch während er sich im Zimmer fand, trat die ehemalige Kronenwirthin, allen Gliedern der Schinznacher Gesellschaft unter dem Namen Madelon bekannt, und ein derselben vorzüglich dienstergebenes Weib, mit dem ihr eigenen Ungestüm in dasselbe, mit Thränen im Auge über das Schicksal des gewesenen Präsidents von Orelli, vermeinend, es gelte ihnen zum Tod. Auch sie war wegen ihren politisch aristokratischen Gesinnungen und heftigen Aeußerungen gegen die jetzt Regierenden, sechs Wochen im Thurm gesessen und nur unter ernsthaftesten Drohungen wieder freigelassen worden. Hammer bemerkte dieses Weib kaum, so befahl er ihm drohend, sich wegzubegeben oder er lasse es augenblicklich in den Thurm schleppen. Das Weib mußte sich bequemen, schrie aber überlaut: „Und wenn du mich morgens willst köpfen lassen, so will ich doch die lieben braven Herren noch einmal sehen.“ „Beim Teufel kannst du sie wiedersehen, marsch fort du . . . . !“ war die tröstliche Antwort. Die ehrliche Madelon hielt Wort, wollte sich Morgens noch in's Haus drängen, ward aber unsanft zurückgestoßen, blieb unter den Zuschauern und streckte ihre Arme zum Abschied gegen die Arrestanten.“

Die Nacht war indessen nicht sehr bequem zugebracht worden; in jedem der beiden Schlafzimmer mußten fünf Arrestanten beisammen schlafen, ja in einem drei auf ein paar über den Boden gestreckten Matrazen und ein Korporal Wehrli von Höngg befolgte pünktlich die erhaltene Ordre: Zu drei Malen bis Mitternacht in die Schlafzimmer der Arrestanten zu treten, um durch Namensaufruf nachzusehen, ob sie alle vorhanden seien.

Den 4. April, Morgens 5 Uhr, ward von Olten abgefahren. Eine lange Strecke über den Hauenstein spazierten die meisten Arrestanten zu Fuß unter freundschaftlichen Gesprächen mit den Jägern, welche die beiden Flanken deckten. Unweit Läufelfingen begegnete man dem fränkischen Bataillon l'Ainé von der 109. Halbbrigade, welches mehrere Monate in der Stadt Zürich quartirt gewesen; die Soldaten, wie sie diese Wagen mit militärischer Bedeckung sahen, schrieen laut auf: „Voilà des Magistrats Suisses, Sacre, c'est comme chez nous!" Die Offiziers begrüßten höflich die Arrestanten, deren einige ihnen bekannt waren. Während die Escorte in diesem Dorf Hunger und Durst löschte, wurden für sie, die des Marschirens überdrüssig war, Char à bancs und Karren in Requisition bis Liestal genommen.

Um elf Uhr langte man in Liestal an, wo man im Gasthof zum Schlüssel das Mittagsmahl genoß, während welchem die Deportirten von Solothurn, mit denen man schon in Olten zusammengestoßen, ebenfalls eintrafen. Weil an diesem kalten Apriltag kein andres Zimmer geheizt war, wollten dieselben auch in das Speisezimmer treten, Tobler wies sie aber unhöflich weg und deutete dem Gastwirth auf den Sabelgriff mit den Worten: „Das würde ich mit Gewalt verwehren!" Im Begriff, den Wachen zu rufen, sprang er unter die Thüre, rief gebieterisch: „Das leide ich nicht, daß man zusammentreffe!" Ueber diesen Anfall von Bravour lachend, setzte man sich wieder zu Tische und die guten Solothurner mußten, so sehr widrig die Witterung war, auf einem ungewärmten Zimmer warten.

Nach dem Mittagessen rangirte sich die Escorte vor dem Gasthof und sang zur Dessert-Tafel-Musik verschiedene geistliche, dann Schweizer- und endlich Jagdlieder. Den Arrestanten, die hinunter schauten, riefen sie zu, das geschehe ihnen zu Ehren und zur Zeitverkürzung. Wirklich war seit der Abreise von Baden das Benehmen der Jäger auffallend herabgestimmt. Dazu mochte die Unbefangenheit und Offenheit im Gespräch mit jenen, die abwechselnd in den Wagen schilderten, theils die Aeußerungen des Lieutenant Kläger an seine Untergeordneten beige-

tragen haben. „Die Arrestanten wären so munter und wohlgemuth, daß sie wohl ihrer Sach und Unschuld gewiß sein müssen; zudem seien sie doch angesehene Herren gewesen, die, wenn die Umstände sich ändern sollten, es denen werden lassen könnten, die sie von Haus und Heimat weggeführt hätten!“ Das nahmen sich ohne Zweifel die Jäger zu Gemüth.

Bei diesem Schauspiel (nämlich dem Gesang der Jäger), sammelte sich das Volk zu Liestal, das sich doch im Kanton Basel durch Revolutionswuth ausgezeichnet hatte, nicht wie das zu Aarau, auf der Straße, sondern begnügte sich, durch die Fenster seine Neugierde zu befriedigen. Auch in Basel, wo man Abends um 5 Uhr eintraf und wie ein Leichenzug, den Quartiermeister zu Pferd wieder an der Spitze, durch's St. Albanthor einzog, beobachtete die Bevölkerung, einige berüchtigte „Patrioten Wohnungen“ ausgenommen, Anstand und Discretion. Furcht und Schrecken war auch bereits in sie gefahren, denn am gleichen 2. April war der würdige, geschätzte Oberstzunftmeister Merian ebenfalls um Mitternacht überfallen und außer Basel weggeführt worden.

Im Gasthof zum Wilden Mann wartete der helvetische Platz-Kommandant Remigi Frey auf die Deportirten, inspizirte sie, nicht gerade höflich, wie es scheint, und ließ ihnen dann vom Wirth ihre Zimmer im zweiten Stock anweisen. Eine Bürgerwehr von 8 Mann sorgte für Bewachung und vollständige Abtrennung von der Außenwelt.

Den zweiten Transport Deportirter hatte ein Trupp Dragoner, meist Küsnachter, unter dem Kommando von Boller im Wangenspach nach Basel zu escortiren und als Agent ward ihnen Spitalschreiber Schweizer beigegeben; sie langten am 6. um sechs Uhr in Basel an, wurden ebenfalls von Frey inspizirt und dann auf dem ersten Stockwerk des Wilden Mannes einquartiert.

„Ueber das Benehmen der Escorte auf der Reise war keine sonderbare Klage. Man wich sorgfältigst alles Gespräch über politische Gegenstände aus und behandelte die Bursche nach Verdienen in Miene und Worten verächtlich. Zu Baden spies Boller mit den Deportirten

und dem Kommissär an der Haupttafel zur Waag, die übrigen Dragoner spiesen in der allgemeinen Wirthsstube mit den Kutschern; das wollte ihnen nicht weiter behagen; der Kommissär willigte ein, daß sie alle als wohlhabende Bürger, die nicht wohl à la Militaire die Reise mitmachen würden, aller Orten an der Gasttafel mitspeisen und nach eignem Belieben sich traktiren lassen mögen. In Basel äußerten sie dieselbe Anmaßung, wurden aber zur Ruhe gewiesen; einzig der Kommissär spies in Gesellschaft der sämmtlichen Deportirten. Dafür trieben jene die Insolenz so weit, daß sie den Wirth ohngeachtet langen Widerstandes zwangen, sie theils mit den besten Zimmern, theils mit den köstlichsten Weinen an und neben der Tafel zu bedienen." Laut vidimirtem Auszug aus dem Wirthsconto und dem schriftlichen Rapport des Kommissärs an den Präfekt hatten diese Zecher in 36stündiger Rastzeit zu Basel 32 Bouteillen 1753er Marggräfler und 3 Bouteillen Champagner-Weins neben ordinärem Landwein, verschlürft.

Transport-Unkosten.

Die persönlichen Auslagen der beiden Partien von Deportirten hatten diese selbst mit den Quartiermeistern verrechnet, die Bezahlung der Zeche für die Escorte aber gab zu weitläufigen Verhandlungen zwischen dem Statthalter, der Verwaltungskammer, dem Justizministerium und den Deportirten oder ihren Familien Anlaß. Die Auslagen für den ersten Transport betrugen fl. 596. 13 β, für den zweiten Fr. 591, 7 Bzn. 7½ Rpn. oder par tête fl. 59. 25 β für die ersten zehn und fl. 92 für die vier letzten Deportirten*). „Die Ursache dieses auffallenden Mißverhältnisses zwischen den beiden Klassen in Absicht auf Zahl der Personen und Summe der Kosten erklärt sich durch die vorerwähnte grenzenlose Schwelgerei der Dragoner, deren Chef (Boller) sich gegen den dießfalls ihm in der Präfektur gemachten Vorwurf damit entschuldigte: Er seye in der Beglaubigung gestanden, daß, weil er und

*) Hiemit stimmen vollständig zwei Einträge im Protokoll des Regierungsstatthalters des Kts. Zürich vom 12. Mai 1799 Nr. 2876 und 2906 (Staatsarchiv Zürich).

die übrigen ihr Gewerbe verlassen, folglich viel versäumen mußten, auch just die Gelegenheit eingetroffen, Leute zu escortiren, gegen welche die meisten aus ihnen so viel einzuwenden hätten, man es nicht so genau nehmen würde."

„Nach vielfaltigem Briefwechsel zwischen dem Präfekten und der Verwaltungskammer ließ diese an das helvetische Justizministerium die Einfrage gelangen, wie sie sich dieser Kosten halber verhalten und woher sie die dazu benöthigten Fonds beziehen soll? Durch den Präfekt erhielte sie die ministerielle Bescheidung „daß alle Abführungskosten auf die „Staatsgefangenen" selbst fallen sollen, mit Ausnahme des Bürger Felix Escher*), der durch einen besondern Befehl des helvetischen vollziehenden Direktoriums davon freigesprochen worden und des Bürger Hirzel, Sohn**), der nur „aus Irrthum" unter der Zahl der Arrestirten begriffen war." Pfenninger fügte bei, er werde die betreffenden Beträge baldmöglichst eintreiben lassen, ersuche inzwischen um einen Vorschuß, weil Tobler das meiste aus seinen Beutel bezahlt habe und ließ dann an die Verwandten der Deportirten verschlossene Briefe folgenden Inhalts abgehen:

---

*) Schon unterm 3. April war diese Freilassung vom Direktorium verfügt worden und Escher wurde sofort nach der Ankunft in Basel nach Hause entlassen. Er hatte dieß seinem Neffen, Hrn. Rathsherr Finsler, damals Finanzminister, zu verdanken. Der Regierungs-Statthalter Pfenninger beschwerte sich alsdann in einem besondern Schreiben an dasselbe, daß dieser Mann, den die ganze Stadt für einen der eifrigsten Aristokraten halte, ohne sein Wissen wieder auf freien Fuß gesetzt worden sei. Protokoll des Statthalters vom 4. April 1799, Eintrag Nr. 2013. (Staatsarchiv Zürich.)

**) Die Sache verhielt sich, wie aus einem Brief desselben an seinen Vater zu ersehen ist, so, daß er allerdings auf der ersten Liste mit seinem Vater als Hirzel Sohn Rathssubst. aufgeführt war, dann aber der Sohn auf neuen Befehl des Direktors gestrichen werden, sollte. Der betreffende Sekretär strich nun wirklich blos wörtlich den „Sohn" und ließ den Rathssubstitut stehen, der denn auch deportirt ward. Es scheint, daß man in Zürich absichtlich durch den gestrichenen „Sohn" sich nicht beirren ließ, wenigstens vermuthet dieß der letztere; er wurde aber, kaum in Basel angekommen, auf Befehl von Luzern wieder frei gelassen.

Freiheit Gleichheit

Der Reg.-Statthalter des Kantons Zürich an den Bürger N. N.

Bürger! Die bei der am 2. April erfolgten Abführung der zehn Staatsgefangenen nach Basel aufgelaufenen Unkosten betragen fl. 596. 13 und sollen einem Direktorial Befehl vom 24. April zu Folge durch die Gefangenen vergütet werden. Sie werden also Ihren Antheil mit fl. 59. 25 bei mir entrichten lassen. Republikanischer Gruß.

13. Mai 1799. Der Reg.-Statth.

Pfenninger.

Die Gattinnen der noch in Basel befindlichen Deportirten — fünf waren damals bereits freigelassen — sandten diese Briefe uneröffnet ihren Gatten nach Basel, eine derselben jedoch (Frau Reinhard-Heß), schickte den Brief durch den Ueberbringer sogleich mit der Aeußerung an den Präfekten zurück: „Er werde besser als sie wissen, wo ihr Gatte sich dermalen aufhalte", und als jener ihr sagen ließ, sie möchte nur den Brief eröffnen, gab sie zur Antwort: „Sie sei nicht gewohnt, Briefe zu öffnen, die ihrem Mann adressirt seien" und schickte denselben nochmals zurück. Die Gattin eines andern (Frau Hirzel-Heß zum Licht), in der Beglaubigung, daß der Brief für das Schicksal ihres Mannes wichtig sei, öffnete denselben, beantwortete ihn aber auf der Stelle mit folgenden Zeilen an den Präfekt:

„Ich hoffe mich nicht zu irren, wenn ich von der Gerechtigkeit der Regierung meines unglücklichen Vaterlandes und von der Billigkeit Ihrer Gesinnungen, B. Reg.-Statth. erwarte, zu keiner Bezahlung für ein geräuschvolles, zahlreiches und — weil ich blos ein Weib bin, darf ich wohl sagen — unnöthiges Begleit bei der Wegführung unsrer rechtschaffnen Männeren, eingeladen zu werden, bis den Familien wenigstens angezeigt wird, womit ihre Hausväter und Gatten eine solche Behandlung verdient haben, oder bis sie zurückgekehrt sind."

Pfingstmontag 10 Uhr Morgens Ihre Dienerin.

Die Deportirten in Basel beauftragten selbstverständlich ihre Verwandten, die Beträge nicht zu entrichten, sondern eine vidimirte Ab-

schrift des Direktorial-Befehls und der detaillirten Rechnung zu verlangen; inzwischen ging aber Zürich an die Oesterreicher über und die bezüglichen Schritte wurden überflüssig. Erst am 24. Jan. 1800 tauchte die Ersatzforderung noch einmal in einer Korrespondenz zwischen der Verwaltungskammer und dem Präfekten auf, und ward schließlich dahin erledigt, daß die noch ausstehenden Beträge auf Rechnung des helvetischen Justiz-Ministeriums genommen wurden.

Ereignisse in Zürich anläßlich der Deportationen.

Der Eindruck, welchen die plötzliche, verfassungswidrige Wegführung der angesehensten Bürger der Stadt machte, war ein getheilter. Die Patrioten am See höhnten laut und leise und ihr Gift fand unter anderm in No. 23 und 24 des Volksfreunds von Stäfa*) bezeichnenden Ausdruck. „Heil dem Direktorium" heißt es dort, „daß es noch frühe genug mit Kraft dem wachsenden Uebel begegnet, dem der Hintertreibung der Organisation der Truppen, dem der üblen Begegnung gegen die Vaterlandsvertheidiger, woraus man den Zürcher wie den Winterthurer Geist genugsam erkennt, dem der Anzettlung von Aufruhr, Ungehorsam, Meuchelmord .... Es muß der Wunsch eines jeden Patrioten, eines jeden Freundes der Ruhe und der Sicherheit sein, daß ein Beispiel der strafenden Gerechtigkeit aufgestellt werde, daß doch einmal das Schwert an die Tagesordnung trette, wo väterliche Worte nichts fruchten; kein Patriot dürstet nach Blut, aber es ist besser, daß das Blut des Verbrechers als das des Unschuldigen fließe."

Die helvetische Zeitung überbot den Volksfreund womöglich noch in Kraftausdrücken: „Inzwischen die wahren Schweizer wetteifern, den alten Ruhm der Schweiz ohne Tadel zu erhalten, sieht man auf den Gassen noch elende Bastarde des Vaterlandes, welche nicht nur für die Vertheidigung der Freiheit keinen Fuß regen, keinen Schilling opfern, sondern selbst ihre gräßliche Schadenfreude nicht bergen können über jede Gefahr, die die Freiheit bedroht. Diese Kreaturen sind unver-

*) Vergl. Lavaters ausgewählte Schrift von J. C. Orelli. VI. S. 26.

kennbar; es sind die, denen die Augen funkeln beim Kummer guter Bürger; es sind die, denen die Ohren hängen bei den Siegesbotschaften der Franken; es sind die, welche reichliche Kollekten sammeln für die armen Oestreicher, ... aber das Auge der Regierung bewacht scharfen Blicks diese politischen Amphibien. Einige ihrer Konsorten sind schon nach Basel geschickt, wo sie keine üble Aussicht auf die Feste Hüningen haben. Andre werden folgen. Gebt acht, diese Bastarde der schweizerischen Nation werden in kurzem über Terrorismus klagen, aber sie empfangen nur was sie verdienen. Es giebt für Verräther kein Vaterland, für Aristokraten keine Freiheit."

Diesen Demonstrationen gegenüber, denen sich dann noch allerlei mündliche Drohungen im Volk anschlossen: „Es geht nicht bis eine Guillotine vor dem Gemeindhaus steht, „wir ruhen nicht, bis die Stadt in Flammen steht", wagte sich kein Widerstand von Seite der Stadtbürgerschaft hervor. Es wäre derselbe natürlich ganz nutzlos gewesen angesichts der fremden Militärmacht, aber auch ein mündlicher und schriftlicher energischer Protest von Seite der Munizipalität, die in Reinhard und Pestalozzi zwei ihrer tüchtigsten Glieder verloren hatte, wäre eine ehrenhafte That gewesen. Sie wagte den Schritt nicht und es blieb zwei andern Männern überlassen, dem beleidigten Rechtsgefühl einen Ausdruck zu verschaffen, dem Kupferstecher Heinrich Meyer und dem Pfarrer J. C. Lavater, die beide nicht von Ferne zu den Aristokraten gehörten, deren Entrüstung darum desto reiner und uneigennütziger dasteht.

Lavater lag krank im Bette, als man ihm die Nachricht von dem Gewaltakt brachte. „Nun ists um unsre Freiheit geschehen", rief er aus, „der Terrorismus beginnt und wer kann das Ende davon absehen?" „Die Konstitution ist umgeworfen, die allgemeine Sicherheit ist untergraben. Wer sich, um seine Macht geltend zu machen, über Recht und Gesetz wegsetzt, der ist ein Tyrann .... O Schweiz, o Zürich, du bist ein Raub gesetzlicher Willkühr geworden!" Zwei Bürger, die gleich nach dem Essen zu ihm kamen — Meyer war der eine — und von

dem Vorfall gleich ihm durchdrungen waren, verabredeten rasch, es solle jeder den Entwurf zu einem Memorial ans Direktorium über die Sache aufsetzen und aus den dreien werde man das beste auslesen. Dieß geschah sofort. Meyers Memorial mard als das beste erfunden. Dr. Diethelm Lavater, Diakon Georg Geßner, Antistes und Diakon Heß und andere mehr sprachen sich im gleichen Sinne aus und mit diesen Zusätzen gieng das Memorial am 8. April an die Bürger Finsler Finanzminister, Usteri Senator und Escher Großrath in Luzern ab. Finsler antwortete bereits am zehnten in einem vertraulichen Briefe an Meyer und theilte ihm unter einigen Aeußerungen der Mißbilligung über die Direktorialverfügung, aber auch der Entschuldigung für dieselbe, mit, daß das Schreiben übergeben werden solle, daß Escher und Usteri ebenfalls sich der Deportirten anzunehmen gedenken, daß aber wenig Aussicht auf Erfolg sei. Wirklich folgte am 8. Mai wieder ein Brief von Finsler mit der Anzeige, daß das versiegelt übergebene Memorial einfach unbeantwortet geblieben sei und noch mehr bewies das Nicht-Hörenwollen des Direktoriums die feige Art, mit der Eschers Interpellation im Großen Rath mit Beschluß für geheimes Comité und nachherige Tagesordnung beseitigt wurde. „So spielte man mit Recht und Vernunft"; sagt Lavater, „so setzten sich die Volksrepräsentanten über ihre Pflichten gegen das Volk gewissenlos weg und drückten die Stimme der Wahrheit und des Muths despotisch nieder und ließen dafür zehntausendmal affichiren: „Freiheit und Gleichheit!"

In der Zwischenzeit ließ Lavater seiner Entrüstung keine Ruhe; er mußte seinen überströmenden Gefühlen Luft machen und auch als Geistlicher tröstend und helfend eintreten. Es geschah dieß letztere sofort in einem Trostschreiben an die Gattinnen und Familien der Deportirten, das er bei denselben zirkuliren ließ; das Schreiben aber mußte mit ein Grund werden zu seiner eigenen spätern Deportation. Bei der Gefangennahme des am 5. April deportirten jüngern Wyß, war dieser eben mit dem Lesen desselben beschäftigt, als der beauftragte Kantonsrichter ins Zimmer trat. Ungeachtet aller Protestationen, daß der Brief nicht sein

sei, ward dieser doch mit den übrigen Schriften weggenommen und Pfenninger sandte ihn sofort, ohne Lavater ein Wort davon wissen zu lassen, an das Direktorium. Lavater stellte nachher Pfenninger über sein indiscretes Benehmen zur Rede, erhielt aber blos Ausflüchte zur Antwort.

Lavater that mitlerweile noch mehr. Da ihm der Direktor Bay früher bei einem Besuche als ein „natürlich gutmüthiger, offener kunstloser Mann" erschienen war, schrieb er schon am 3. April an diesen und zwar mit einer Furchtlosigkeit und Offenheit, die ihres Gleichen sucht. „Thun Sie was Sie wollen, Bürger Direktor; theilen Sie den Inhalt meines Briefes mit wem sie wollen — ich stehe dazu. Ich habe meine Seele gerettet. Wenn die, geradezu ungerechter, geradezu tyrannischer Weise weggeführten, nicht bäldest zurückkommen — wofern keine Staats-Verbrechen auf sie erwiesen und der helvetischen Nation vor Augen gelegt sind — so schreib es das Direktorium Niemandem zu, als sich und seiner Tyrannei, wenn nicht nur Verwünschungen aller Wohldenkenden auf dasselbe fallen, sondern eine laute Empörung gegen diese „Väter daß sich Gott erbarm" ausbricht. Wollen Sie dann alle todtschießen? alle deportiren? und so das Vaterland retten? Nun so mögen Sie es auf Ihre Gefahr hin". Auf dieses Schreiben, das dann noch von zwei andern an Paulus Usteri und den Exdirektor Pfyffer begleitet wurde, erhielt Lavater keine direkte Antwort; allein indirekt ward er von verschiedenen Seiten berichtet, daß sein Freimuth und auch der Umstand, daß im Pfarrhaus St. Peter das Memorial unterzeichnet werde, in der Statthalterei Gährung verursache. Man befürchte dort übrigens, daß er die Predigt am kommenden Sonntag zu einer Herzens-Ergießung benutzen werde und werde dagegen gewiß polizeiliche Maßregeln, Hausarrest u. s. f. in Anwendung bringen. Von allen Seiten ward er gewarnt, bestürmt, durch Verzicht auf die Predigt, die er ja gesundheitshalber wirklich kaum halten könne, dem zuvorzukommen, aber alles umsonst. Er wußte, daß seine Gemeinde eine entsprechende Zeitpredigt von ihm erwarte, da er jedes öffentliche Ereigniß

im Lichte des göttlichen Wortes vor allem Volk zu besprechen gewohnt war; sein Gewissen verband ihn, gerade hier die Wahrheit zu sagen und für ihn hatte nun blos noch die Frage Wichtigkeit, wie er dem drohenden Hausarrest entgehen könne. Er wählte ein kühnes und überraschendes Mittel, indem er, ohne Jemand ein Wort zu sagen, dem Bürger-Statthalter Pfenninger einen Besuch machte, ihm alles in's Gesicht sagte, was man in der Predigt von ihm zu hören erwarten konnte und den letztern dadurch glauben machte, er hätte nun sein Herz völlig geleert. Wir können hier nicht die ganze originelle Konversation anführen, die sich ziemlich in die Länge zog; von Lavater's Offenheit mag aber das einen Begriff geben, daß er, als der Statthalter die Gerüchte einer von den Deportirten versuchten Herbeirufung der Oesterreicher betonte und die Nothwendigkeit einer Vorsorge dagegen, ihm erwiederte: „Was Sie mir da sagen, Bürger-Statthalter, setzt mich in Erstaunen, kann mir übrigens wenig Glauben abgewinnen. Wenn sich aber einer meiner Mitbürger soweit vergangen haben sollte, so könnte ich einen solchen für nichts mehr und nichts weniger halten, als für einen Schurken, für keine größere Canaille jedoch als die, welche die fränkische Macht in Helvetien gerufen und damit das ganze Vaterland in die äußerste Gefahr gesetzt."

Dieser Hieb saß, der Statthalter schluckte aber den Aerger hinunter und entließ den Pfarrer schließlich mit seiner gewohnten Höflichkeit; der Hausarrest unterblieb und die Predigt ward Sonntags den 7. April vor gedrängter Zuhörerschaft gehalten über den Text Römer Cap. XIII, 1—4: „Eine jede Seele sei der obrigkeitlichen Gewalt unterthan, denn es ist keine Gewalt ohne von Gott. Die Gewalt aber, die da ist, die ist von Gott verordnet; also daß, wer sich der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der widerstrebt Gottes Ordnung — die aber widerstreben, werden ihnen selbst ein Urtheil empfangen."*)

Lavater war am 14. Mai mit seiner Frau nach Baden verreist, um seiner geschwächten Gesundheit willen, allein die ersten Bäder ver-

*) Sie ist abgedruckt in Lavaters ausgewählten Schriften. Bd. VI, S. 3 ff.

mehrten blos seine Schmerzen, die Nacht vom Mittwoch auf den Donnerstag verbrachte er zur Hälfte schlaflos; allein immer thätig, nahm er, sobald es Tag wurde, seine Schriften zur Hand und beendete im Bette sitzend, eine ganze Anzahl bereits angefangener Briefchen nach Zürich, als plötzlich drei Männer ins Zimmer traten, so rasch, daß Frau Lavater kaum mehr Zeit hatte, den Vorhang vor ihrem Bett zu ziehen. Die uns bereits bekannten Tobler und Affsprung mit dem Unterstatthalter Bürgisser von Baden hatten den ehrenvollen Auftrag erhalten, Lavater zu verhaften und ihm die beschlossene Deportation nach Basel anzuzeigen; sie ließen sich auch nicht zu einem Aufschub bewegen, als Lavater, heftig durch seine Frau unterstützt, auf seine Schwäche und Schmerzen hinwies; sie begaben sich auch nicht vor die Thüre, als Lavater's Frau sich ankleiden mußte, um nachher ihrem Mann behülflich zu sein, sie kehrten sich auch nicht an Lavaters Protestation gegen die unterschiedslose Konfiszirung aller vorhandenen Schriften, worunter sich Familienpapiere, vertrauliche Korrespondenzen über Gewissensangelegenheiten und religiöse Tagebücher befanden.

Fünf Dragoner und zwei Wehrmänner zu Fuß mit aufgepflanzten Bajonetten (!) nahmen den friedlichen Pfarrer, der nie eine Waffe getragen, unter der Thür des Gasthofes in Empfang und nach einem bewegten Abschied ward er mit Affsprung in eine Kutsche gepackt und auf dem gleichen Wege, wie die früher Deportirten, nach Basel geführt. Von Zudringlichkeit hatte er unterwegs blos zu Lenzburg zu leiden; mit Affsprung unterhielt er sich über alles mögliche, fand auch Gelegenheit, ihm in Betreff der Direktorial-Maßregeln seine Wahrheiten zu sagen und von Olten aus protestirte er in einem offenen Brief an das Direktorium feierlichst gegen seine Verhaftung.

Inzwischen hatte man in Zürich auch die Papiere der Deportirten durchsucht, aber ohne Erfolg. O. berichtet darüber Folgendes:

„Das Resultat der Untersuchung unserer Schriften, die wenige Tage nach unserer Wegführung, theils in des Statthalter Pfenningers Behausung, theils in unsern eignen Wohnungen geschehen, war hingegen

für unsere Freunde ebenso beruhigend, als für die Revolutionärs unangenehm; denn am Ende mußten die argwöhnischen böswilligen Inquisitoren alle gestehen, daß bei keinem Deportirten etwas gefunden oder entdeckt worden, woraus Verdacht verrätherischer Absichten oder gefährlicher Korrespondenzen geschöpft werden könne. Die Untersuchung der Schriften, die in den Häusern der Deportirten vorgenommen worden, war je oder weniger streng nach der Stimmung des Inquisitors oder auch seiner Habilität, die aber bei keinem weit her war. Bei Ikr. Burgermeister Wyß und bei Hrn. Statthalter Hirzel, suchte Pfenninger in eigener Person, scharf und begierig, etwas verdächtiges zu haschen, alle Winkel durch, und er war sichtbar betreten, gar nichts dergleichen zu finden, wonach er so lüstern war. Von den Briefen aus Ikr. Bürgermeisters Pult nahm er ein Pack mit, mußte sich aber in das Begehren des Ikr. Sohns fügen und dafür eine Empfangsnote ausstellen. Gegen Hr. Statthalter Hirzel war Pfenninger so erbittert und mißvergnügt, nichts bei der Untersuchung gefunden zu haben, worauf sich eine Anklage gründen ließe, daß er den Kantonsrichter Wunderli von Meilen und den Suppleant Toggenburger noch einmal in das Haus zu einer neuen Visitation des Pults im Wohnzimmer sandte; bei diesem Geschäfte gaben sie neue Beweise ihrer Geschicklichkeit, in den Unterschriften lasen sie anstatt serviteur, secretair, daraus machten sie den klugen Schluß, Briefe von einem Sekretär unterschrieben, können nichts verdächtiges enthalten; das witzvolle Persiflage der Frau Statthalterin, ward ihnen so unbehaglich, daß sie froh waren, nur wieder fortzukommen. Wunderli und Toggenburger wurden abgeordnet, die Visitation der Schriften des Hrn. Ott beim Schwert zu bewerkstelligen, in einem so berühmten Wirthshaus, glaubten sie, sie dürfen sich gütlich thun, sie ließen sich Kaffee und Wein geben, um sich bei der schweren Arbeit zu erquicken. Die Menge der Briefe, besonders der französischen, alle vor Ausbruch der Revolution geschrieben, die vielen Rechnungen ꝛc., die in den Schubladen sich befanden, machte sie schaudern, die Arbeit schien ihnen fürchterlich, aber sie halfen sich,

da sie mehr in den Schriften stöberten als solche untersuchten, sie machten aus den Briefen ein großes Pack, nahmen solches gegen einen Empfangschein mit und nach ein Paar Stunden verließen sie das Wirthshaus, mit dem Kompliment, sie wünschen bei einem freudigern Anlaß bald wieder zu kommen.

Da Theiler glaubte aus meinem Zimmer alle wichtigen Papiere weggenommen zu haben, so ward keine weitere Untersuchung bei mir veranstaltet. Mein sorgfältiger Schwager, Hr. Rathsherr Escher, begehrte von Pfenninger bei Eröffnung und Entsieglung meiner Schriften, laut Theilers Zusage, gegenwärtig zu sein; demzufolge ward er zu diesem Aktus berufen. Das voluminose Paquet literarischer Aufsätze fiel am meisten in die Augen und ward zuerst geöffnet. Pfenninger nahm das Manuscript von der Biographie des Aloysius v. Orell in die Hand, die Bogen waren zerschnitten, wie sie aus der Druckerei gekommen, Hr. Rathsherr machte den Statthalter darauf aufmerksam und sagte, das sei eine Handschrift eines schon vor ein paar Jahren gedruckten Buches, das er also nicht werde lesen wollen; es werde noch eines da sein, das auch zum Druck bestimmt sei. Mit dem langte er nach dem Pack und nach der Geschichte des Stäffner Handels, die den Platz gleich unter der Biographie gefunden; aus dem lateinischen Motto auf der ersten und einem gleichen auf der zweiten Seite, bewies Hr. Rathsherr, daß auch diese Schrift historischen Inhalts seye und keinen Bezug auf dermalige politische Gegenstände habe, oder etwas Verdächtiges enthalte. Pfenninger und Konsorten von seinem Schlag sind überzeugt, daß alte Heiden, die nichts als Latein redten von der heutigen hohen Politick nichts verstanden und es Niemand einfallen könne, in der altväterischen Sprache eine Contrerevolution anzuzetteln, also wurden die beiden Pakete als unbedeutend zurückgegeben; hingegen meines jüngern Sohnes Heinrichs Briefe aus Augsburg, andere unbedeutende von verschiedenen Freunden, Billets, ökonomische über Baldingen und das Haus zum Garten, u. a. dgl. wurden wichtig genug befunden, nach Luzern gesandt zu werden; ob die Regierung dort

sich daraus erbaut habe, weiß ich nicht, ich habe nichts mehr davon bekommen.

Einige Tage nach der Deportation ward das Siegel an meinem Zimmer von dem Regierungs-Statthalter in eigner Person abgelöst; mein Windspiel wäre ihm beinahe zuvorgekommen, denn weil es mich oft in dem Zimmer gesucht und aus Ungeduld an der Thüre gekrazt und an dieselbe aufgesprungen war, riß es einmal unehrerbietig das halbe Siegel weg. Dem Pfenninger ward die Ursach der Beschädigung angezeigt und er mußte daran glauben, weil in seiner Gegenwart der Hund ein paar Sprüng machte; doch bemerkte er, das scheine ein böses Thier zu sein, auf das man wol Acht geben müsse."

Arrestaufenthalt in Basel.

Die Deportirten, — Lavater ausgenommen, welcher in der Regierungsstatthalterei Quartier bekommen, — verbrachten die sämmtlichen zwanzig Wochen ihres Aufenthalts zu Basel im gleichen bereits erwähnten Gasthof zum Wilden Mann; denn die Umzugspläne nach dem sonst als Militärspital verwendeten Markgräflerhof, nach dem alten Neste Landskron oder nach Mümpelgard, waren jeweilen von der Behörde wieder aufgegeben worden. Die Behandlung seitens der Behörden, Anfangs barsch und lächerlich rigoros, wurde, besonders als der Statthalter Schmid sich von einem Unwohlsein wieder erholt und die Deportirten nicht mehr dem anmaßenden Platzkommandanten Frey allein unterstellt waren, nachsichtiger, Besuche durch patriotische oder doch politisch unschädlich gesinnte Freunde und Ausgänge mit solchen wurden gestattet, und als dann die Fortschritte der Oesterreicher in der Schweiz die helvetische Regierung zu beängstigen begannen, hatten die Deportirten bald über nichts mehr zu klagen als eben über das „von zu Hause ferngehalten sein" in so kritischer Zeit.

„Von den Zimmern, welche den Deportirten auf zwei Stockwerken des Wilden Mannes angewiesen worden waren, ward gleich von Anfang eins der untern zum Speise- und Gesellschaftszimmer bestimmt, in die andern theilten sie sich zu Zweien. Nach dem Frühstück ging gewöhnlich

jeder auf sein Zimmer, um sich mit Lesen zu beschäftigen, der Nachmittag war dem Lesen der Zeitungen gewidmet, die man durch den gutmüthigen und dienstfertigen Wirth Merian herbeischaffte und am Abend folgte gewöhnlich eine zeitkürzende kleine Spielpartie. Die Tafel war ganz bürgerliche Kost und mit dem Wirth für beide Mahlzeiten, das Frühstück und den Abendthee um 1 Nthl. täglich akkordirt. Je zu 14 Tagen ward ausgezahlt, jedesmal aber mit beigefügter unterschriftlicher Protestation zu Handen der helvetischen Regierung. Für die Zimmer und für die Feuerung sowohl dieser als des Corps de garde, wies man den Wirth an die, auf deren Befehl man eingekerkert worden war.

Auch die beiden Bedienten mußten auf dem obern Stockwerk Arrest halten und da auf demselben kein Abtritt vorhanden war und die Consigne der ersten Tage „keinen der Arrestanten hinuntergehen zu lassen", scharf gegeben und befolgt wurde, so mußte in ein Zimmer des Seiten-Gebäudes ein Nachtstuhl gestellt werden, zum Gebrauch der Herr- und Dienerschaft, unter jeweiliger Begleitung und Aufsicht eines Plantons. Gegen diese eckelhafte und — weil man doch vom 6. April an auf dem untern Stockwerk zu speisen die Erlaubniß hatte, — unnöthige Anstalt, machte man sofort träfe Einwendung. Der Kommandant wiese trocken zur Ruhe, unter dem Vorwand, er müsse darüber zuerst mit dem Präfekten verhandeln. Bei der Ronde vom folgenden Tag wiederholte Konsul Wyß in sanften Ausdrücken diese Klage, der Kommandant aber erwiederte: „Ihr seit Gefangene und meine Pflicht ist, euch bewachen zu lassen." Konsul Wyß: „Wir sind Gefangene, aber gegen alles Recht unverhört und gegen die Gesetze gewaltthätig aus unserm Kanton weggeführt worden; bis unser Vergehen erwiesen ist, dürfen wir mit Fug auf eine milde Behandlung Anspruch machen." Zürnend schrie der über diese Wahrheit erbitterte Kommandant: „Die Zeit Ihres Despotismus ist vorüber; Sie sind nicht mehr Bürgermeister; ich werde Sie behandeln, wie ichs für das Heil des Vaterlandes gutfinde!" Hiemit entfernte er sich. Erst am 8. April ward diese unanständige Behandlung aufgehoben.

Ebenso lächerlich machte sich das Platz-Kommando durch eine andere Pedanterie. Am 7. April Nachmittags hatte man den Barbier des Gasthofs holen lassen; kaum aber war einem der Arrestanten das Tuch umgelegt, als eine Wache ins Zimmer stürzte und den Barbier ziemlich barsch hinausführte, nachdem der eiligst seinen Apparat zusammengepackt hatte. Dann wurde angezeigt, daß für die Arrestanten ein eigener Barbier bestellt sei; dieser hatte sich gegen den Präfekt mit einem Handgelübde zur Verschwiegenheit gegen sie und zur Beobachtung derselben (Spions-Pflichen) verpflichten müssen. Auch ein eigener Arzt in der Person des Erzpatrioten, Dr. Stückelberger, war den Deportirten zugeordnet worden, der ihnen aber ebensowenig durch seine militärischen Airs, seinen großen Soldatenhut und übrigen an einen Scharfrichter erinnernden Aufzug imponirte, als er sich durch seine untheilnehmende derbe Sprache und plumpen Manieren ihnen angenehm machte."

Der Urbanität des Präfekten Schmid, — dem Hirzel stets sehr gutes Zeugniß gibt und der auch von Lavater bei näherer Bekanntschaft sehr geschätzt wurde, — an den sich die Deportirten mit Umgehung von Frey meist wandten, verdankten sie bald die Erlaubniß, in offenen Briefen nach Hause korrespondiren zu dürfen und bemerkten in der Folge sehr gut, daß auf dem Präfekturbureau, dem ein Sohn des Dekan Huber's in Sissach, eines alten Schinznacherfreundes als Chef vorstand, ihre Briefe und die Antwortschreiben mit unerwarteter Diskretion behandelt wurden. Ein einziges Mal ward unserm Chronikschreiber, dem Statthalter Hirzel bedeutet, daß er auf seine Frau, eine geb. Heß, deren Briefe, wie er selbst sagt, sich theils durch Naivität der Ausdrücke, theils durch reichhaltige Charakter-Zeichnungen besonders auszeichneten, im Sinne größerer Mäßigung einwirken möge, sonst der Präfekt diese Briefe eine andere Route (d. h. an die helvetische Regierung) laufen lassen müsse.

Ob von diesen Briefen noch etwas existirt, ist mir nicht bekannt; dagegen kann ich mir nicht versagen, aus den Briefen der Frau Meyer-Hirzel zum Regenbogen, Schwester des Herrn Seckelmeister Hirzel zum Reh,

zur Charakteristik dieser vortrefflichen Frau und zur Beleuchtung verschiedener Episoden aus jener Zeit einige Proben zu geben.

In den ersten Briefen kommen natürlich die vielfaltigsten Theilnahmsbezeugungen von Freunden und Bekannten zur Mittheilung, die eigene Trauer und Besorgniß über die Trennung u. s. f., nachdem aber durch Antworten von Basel die Gewißheit gekommen, daß die Behandlung der Deportirten eine milde geworden, so gewinnen die öffentlichen Angelegenheiten das Uebergewicht in den Briefen. Der Kriegsschauplatz näherte sich Zürich sehr rasch, Truppendurchzüge folgten sich Tag für Tag, jedesmal mit drückender Einquartirung, Blessirtentransporte und Züge von Gefangenen passirten vor den Fenstern und die Luft war voll von aufregenden Gerüchten und Berichten aller Art, die sich hier als im Hauptquartier der französischen Armee, von den verschiedensten Seiten zusammendrängten und sich meist direkt widersprachen. Rechnet man dazu den unleidlichen Druck, der politisch und ökonomisch auf unserm unglücklichen Vaterlande lastete, so muß man wirklich an einer Frau den Muth und die Frömmigkeit bewundern, mit der sie mitten unter Krieg und Kriegsgeschrei schreiben konnte:

„Erhält Gott dich gesund, so ist mir für alles andre nicht bange. Denn auch den größten Machthabern hat der Allgewaltige, sowie den Meereswogen, ihre Grenzen gesetzt, die sie nicht überschreiten können. Hier in Zürich lebt man in einer dumpfen Stille fort, sowie noch bei deinem Hiersein (Dieser Brief ist noch v. 14. April datirt.) Alles was man sich sagt, ist bloßes Gerücht, was erst in riesenmäßiger Größe sich hinstellt, bei näherer Ansicht aber zum Zwerg wird und so gewöhnt man sich an jede Schreckensnachricht, die umhergetragen wird, mit Ruhe zu denken und so im Grund nicht mehr wesentliches Uebel zu tragen, als von höherer Leitung wir wirklich zu tragen bestimmt sind“, und wiederum:

„Wie glücklich, wer jetzt in die Wohnungen des Friedens hinüberschlummern könnte! aber Prüfungen des Lebens standhaft ertragen,

macht des Genusses jener Friedenswelten fähiger, und diese tröstende Folge des Leidens im Erdenleben wollen wir zu erringen suchen."

Am 20. April erwähnt sie einen rührenden Beweis von Anhänglichkeit ihres Bedienten:

„Da ich dieser Tage bemerkte, daß er geweint hatte, fragte ich meine alte Kammermagd um die Ursache: „Ach warum sollte er weinen, als wegen seinem Herrn und das thut er sehr oft, auch hat er jetzt gerade wohl Ursache, da ihm Jemand auf der Straße gesagt hat, daß die Herren von Basel weg noch weiter fortgeführt werden und darüber ist er nun mit Recht diesen ganzen Tag durch betrübt."

Im gleichen Briefe folgt eine bestätigende Bemerkung über den früher berührten traurigen Punkt der Hülfstruppen*), welche das Direktorium den Franzosen stellen mußte:

„Noch immer kommen aus allen Gegenden Helvetiens — wie soll ich sagen — Menschen an, die zu Miliz geschaffen werden sollen; Wallisser z. B., wo die meisten weder Mont- noch Armatur haben und gewiß lebenslang kein Geschoß zu laden angeführt worden. Ueberdem häuft sich eine solche Menge nahrungsbedürftiger Menschen und Thiere an unsern erschöpften Kantonsgrenzen an, welche den agirenden Franken gewiß mehr hinderlich als förderlich sein — und nach meinem, freilich geringen Ermessen, wohl keinen andern, als den Hungertod vors Vaterland zu sterben fähig sein können."

Am 28. April wieder:

„Man treibt noch immer freiwillige Helvetier an die Grenze, welchen die im Volke schon lange bekannten Weissagungen der Sybille, daß nemlich am Ende dieses Jahrhunderts auf dem Feld bei Rafz eine furchtbare Schlacht sich ereignen werde, auf welche hernach Hunger und Pest folgen solle, eben den Muth nicht sonderlich erhöhen."

Ferner, am 1. Brachmonat erzählt sie von einem Corps Luzerner (Milizen), die, weil man sie ganz ohne Sold und Verpflegung ließ,

---

*) Es scheinen nicht Hülfstruppen, sondern Miliz gewesen zu sein.

einfach den Gehorsam kündeten und mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel ihrer Heimath zuzogen, ohne daß die Franzosen sie stark daran gehindert zu haben scheinen. Sie bettelten bei den Vorübergehenden in der Stadt mit der treuherzigen Bemerkung: „Geld haben wir keins mehr in der Tasche, Sold und Etappe erhalten wir nicht und wir wollen lieber ein Schilling betteln als vier Kreuzer rauben.“ Diese guten Leute versicherten hoch und theuer, sowie unsre zurückgekommenen Eliten, daß man sie, der eigentlichen Manier des Krieges unkundig, immer durch fränkische Chasseurs voraus ins Schlachtgetümmel gejagt hätte.

Es läßt sich schon aus dem obigen entnehmen, daß auch Frau Meyer-Hirzel die Zensur des Statthalteramts Basel nicht stark gefürchtet hat, es fehlt aber auch in den Briefen an ganz direktem Spott auf die Helvetik und ihre Beschützer nicht. Ihr Hohn auf die helvetische Antwort auf Erzherzog Karls Proklamation an die Schweizer verliert durch die Verblümtheit nichts an seinem feinen Gifte:

„Wir Helvetier haben nun eine Proklamation verfaßt und werden solche unter die österreichische Armee ausstreuen. Wir sprechen darin mit edlem Selbstgefühl und einer Energie, welche nur die Sache der Wahrheit ihren Worten aufdrücken kann. Allein mich dünkt es doch, es müsse unser Volk befremden, wenn nur dieses Blatt und nicht auch das, worauf es Antwort ist, zum Vorschein kommt.“

Und dann fällt ihr ganz zufällig eine sehr anzügliche Fabel des alten Junker Meyer's ein, die sie in extenso aufführt und in der die Katze eine Eidechse ihren Jungen zum Spielzeug mitbringt. Die Eidechse sieht den Spaß nicht ein, als sie bei dem Spiel einfach in Stücke zerrissen wird.

Sie schrie: „O unbarmherzig Spiel!
Bei solchem Tanz verliert man Glieder,
Ach gieb mir meine Freiheit wieder!“
„Die Freiheit?“ sprach die Katze drauf,
„Ich nahm dich ja so zärtlich auf

„Und schützte dich vor so viel Feinden,
„Wie spöttisch dankst du deinen Freunden."
Die Eidechs sprach: „Dergleichen Freunde
„Sind greulicher als alle Feinde,
„Denn diese tödten in der Eile,
„Und ihr mit peinlich langer Weile".

„Ists dir nicht, mein lieber, du sehest die Mutter-Republik uns in der Schnauze haltend davon laufen", fügt sie dann zur nähern Erklärung der sonst schon wohlverständlichen Fabel bei.

Die Deportation Lavaters kommentirt sie wie folgt:

„Die Abführung des würdigen Lavater empörte das Gefühl jeder Klasse unsrer Stadt- und Landbewohner um so mehr, als die Art derselben unwürdig und niedrig war; verständige und Ruhe des Vaterlandes liebende Menschen begreifen schlechterdings nicht, wie man und gerade jetzt, so handeln kann, und diejenigen, welche nur für den gegenwärtigen Druck Sinn haben, sind freilich still, denn dafür ist gesorgt — mit Verdopplung der Kanonen auf den Wällen der Stadt, welche am letzten Dienstag aufgeführt wurden; wie wir unbefangene glaubten, gegen den äußern Feind; aber nein, sondern, wie fränkische Kanoniere nachher in ihrer Unschuld sagten, damit wir uns nicht widersetzten, wann unsere beliebtesten Priester abgeführt würden, was aber bei ihnen auch nicht anders gegangen sei und worin wir uns fügen müßten. Ob dieses aber die eigentliche zweckmäßige Art sei, Volksliebe und Volks-Zutrauen zu einer Regierung zu pflanzen, dieß müssen dann, wie ich denke, die nächsten zehn Jahre erweisen. Indessen sagt man doch, daß weder der Bürger-Unterstatthalter Ulrich noch der Agent Römer sich zu dieser feinen nächtlichen Expedition habe wollen gebrauchen lassen."

Mittlerweile war auch der Krieg mit den kleinen Kantonen wieder losgebrochen.

Lediglich als ein Beweis für das unglaubliche Faktum, mit was für Gefühlen gewisse Leute damals den Heldenkampf der Urkantone

betrachten konnten, will ich auch den folgenden Satz im Brief vom 4. Mai zitiren:

„Diesen Morgen empfing unsere Handlung einen Brief von dem Speditor in Luzern, welcher sagt: „Vor einmal ist der Paß gegen die innern Kantone gesperrt und wirds vermuthlich so lange bleiben, bis Truppen genug vorhanden sind, um diese Bergungeheuer ganz auszurotten."

Besser schweizerisch ist gewiß der Ausspruch, den sie in den gleichen Tagen von ihrem Schwiegersohn zitirt:

„In Stadelhofen ist auch wieder eine Art General seit etlichen Tagen logiert, dem unsere arme Schweiz zum angenehmen Aufenthalt eben gar nicht einleuchten will, unter anderm sagte er meinem Tochtermann: Das Haus, nämlich das untere, in welchem er wohnt, sei auch gar zu sehr nach altem Styl gebaut und möblirt, sowie überhaupt die meisten unserer Stadt." „Ja" — antwortete ihm dieser, „die alten Gebäude sind noch da und wollte Gott, die alten Sitten wohnten noch drin, dann wären wir frei."

Die letzten vorhandenen Briefe sind voll von Berichten über die selbst beobachteten Gefechte, welche Ende Mai und Anfangs Juni auf den Anhöhen um Zürich geschlagen wurden; aber es zeichnet wieder die muthige Frau, daß sie am 2. Juni sich in ihrem Briefe einen Spaß über die Lage der Stadt, welche doch von einem Tage zum andern bombardirt oder mit Sturm genommen werden konnte, nicht nehmen ließ:

„Abgeschnitten sein ist in vielen Rücksichten fatal, unter anderm sind wir nun bald in nicht kleiner Verlegenheit, was wir unsern guten fränkischen Freunden zum Essen vorsetzen sollen, indem die Kaiserlichen so unhöflich sind, die berühmten Walder-Kälber für sich zu speisen, uns das knochenreiche Vieh unsrer ausgefressnen Gegenden zu überlassen. Fische sind eine so seltene Sache geworden, als ob bei ihnen ebenfalls Eliten ausgehoben würden. Geflügel! Ja dieß ist bei Freiheit und Gleichheit in so engem Sinne, als wir sie nun besitzen, eine Art

Genuß, von dessen Schädlichkeit der Instinkt unserer Kasse sogar mitgetheilt (?) ist."

Mit der Räumung von Zürich am 6. Juni hört die Korrespondenz auf. Die Briefe, welche von den französischen Behörden natürlich unbehindert passiren gelassen wurden, hatten nun die österreichischen und die französischen Linien vor sich, zwischen denen natürlich keine Verbindung geduldet wurde, und nur wenige, wie wir noch sehen werden, konnten geschmuggelt werden. Wir kehren nun wieder an der Hand unserer Manuscripte zu den Deportirten in Basel zurück.

„Der Wachtposten war Anfangs acht Mann stark, wurde am 6. April verdoppelt und aus der Bürgerwache dem Kehr nach besetzt. Die begüterten stellten ihre Bedienten, die übrigen waren meist krüplicht gewachsene Ansäßen, bescheidene, gute Menschen, die oft ihre Theilnahme an der unangenehmen Beschränkung und Mißbehagen an ihrem lächerlichen Dienst äußerten. Nur zweimal wurden sie von Eliten aus dem Kanton abgelöst, die, um ihre Herzhaftigkeit zu beweisen, schon mehr Lärms machten, am ärgsten zur Nachtszeit, vielleicht aus Furcht vor Gespenstern. Sobald jedoch über diese Unfugen Beschwerde erhoben wurde, erfolgte sogleich Abhülfe Mitunter gabs doch auch zu lachen; davon ein Beispiel:

Ein solcher Elite schilderte auf dem schmalen Gang vor den Zimmern des obern Stockwerks; als Konsul Wyß einmal unter die Thüre trat, redete der Elite ihn an: He, horcht ein wenig! (vermuthlich soll das heißen: Losed si e chli!) Da unten haben sie mir gesagt: ich müsse da stehen und „Geißlen" bewachen; ich weiß nicht was das ist; denn ich komme das erste Mal nach der Stadt und in meinem Dorf gibts nichts dergleichen: Könnte ich nicht auch eine zu sehen bekommen? Ich will es dem Wachtmeister gewiß nicht sagen." Mit gutmüthigem Lächeln antwortete der Konsul: Betrachte mich nur recht, guter Freund, ich selbst bin ein solcher Geißel." Der Bursche starrte ihn von oben bis unten an und sagte verwundert: „Kurios! das hätte ich euch für mein Lebtag nicht angemerkt, Ihr seht ja aus wie andere Leute, wie

die Stadt-Herren; aber warum müssen wir euch denn bewachen?" Der Konsul erwiederte: „Frage das deinen Wachtmeister, ich weiß es selbst nicht." Elite: „Davor will ich mich wohl hüten, ihm zu sagen, daß ich Euch gesehen habe aus dem Käfig fliegen und daß ich mit Euch geredet habe; der würde mich recht ausputzen; daheim darf ich es wohl erzählen. Nu! Ihr habt doch da im Wirthshaus zu essen und zu trinken und das ist alles, was der Mensch wünschen kann." Mit diesem Trostspruch hatte die Konversation ein Ende.

Auch beim Gasthof der Drei Könige stund vor den Zimmern der Berner Deportirten ein Elite von besonderer Insolenz Wache; als dieser es um Mitternacht gar zu arg machte, trat der Eine der Mutachen außer die Thüre und haranguirte ihn barsch an:

„Hier liegt das stolze Heer der Berner-Oligarchen!
Steh' still, Helvetier, und laß die Herren schnarchen!"

Von da an war weder Lärm noch Geräusch. Der Schreck theilte sich allen nachfolgenden Schildwachen mit.

Der strenge Hausarrest, Mangel frischer Luft und Bewegung seit beinahe sechs Wochen, hatte auf die Gesundheit Einiger von uns nachtheilige Folgen. Wir ließen es dem Regierungs-Statthalter durch Herrn Rathsherr Vischer vorstellen, der aus Achtung und Freundschaft für seinen Herrn Gevatter, Herrn Seckelmeister Hirzel, unser warmer Protektor worden. Der Statthalter gab Herrn Vischer eine Erlaubnißkarte, jedesmal zwei Arrestanten, so oft es verlangt werde, unter seiner Verantwortlichkeit spazieren führen zu dürfen. Zwei, deren Gesundheit am meisten gelitten, machten sogleich Gebrauch von dieser Bewilligung, die übrigen freuten sich darüber, sogar unsere Wächter zeigten sichtbar ihren Beifall zu dieser Erleichterung. Herr von Mechel, der uns viele Beweise von Freundschaft gegeben und viele nützliche Dienste geleistet, wirkte eine ähnliche Promenade-Karte aus. Die Erlaubniß ward nach wenigen Tagen dahin ausgedehnt, daß nicht nur zwei, sondern Alle, in Begleit Herrn Vischer oder einer Person aus seiner Familie, Herrn von Mechel oder einer seiner Zöglingen, in der Stadt und außer der-

selben mit einem Planton hinten drein spazieren durften, nur sollten unsere Führer dem Kommandanten jedesmal genannt werden.

Das erste Mal, als Herr Vischer unsere ganze Gesellschaft durch die Straßen führte, war dieser Zug ein kleines Spektakel für die guten Basler, sie kamen aus den Boutiquen, grüßten uns durchgehends freundlich; der eine kannte Den, ein anderer Diesen aus uns, indem sie mit den Fingern hindeuteten, flüsterten sie einander zu: Das ist der Burgermeister, das ist der! ꝛc., das alles war so gutmüthig, so bescheiden, daß es uns gar nicht lästig fiel.

Unser Weg führte uns bei der Wohnung Herrn Bürgermeister Peter Burkhardts vorbei; die Frau Bürgermeisterin sahe uns aus dem Fenster, kannte einige von uns, sie kam mit einer Tochter unter die Hausthür, bewillkommte uns und freute sich herzlich über die uns vergönnte Erholung. Von ihrem Gemahl brachte sie uns Grüße, entschuldigte ihn, daß er sich nicht zeige, aus Besorgniß, er könnte ein für uns nachtheiliges Aufsehen machen. Wir säumten uns nicht lange, um nicht den Nachbarn Anlaß zu einem Gerede zu geben, die aus allen Fenstern sahen. Diese würdige Dame, von einem festen Charakter, war die einzige Person, die es wagte, uns anzureden.

Der Genuß frischer Luft hatte einen auffallend wohlthätigen Einfluß, wir kamen munter, wie umgeschaffen, in unsere Kerker zurück. Wir spazierten nun so oft es unsern privilegirten Führern gelegen war und es die damals anhaltende regnerische Witterung erlaubte.

Weil es uns vergönnt war in und außer der Stadt zu spazieren, so dachten wir, man werde uns auch gestatten, an dem Pfingstsonntag dem Gottesdienst beizuwohnen; der Regierungs-Statthalter ward deßwegen befragt. Er antwortete, daß er es zugebe, allein die Wacht müsse uns in die Kirche und wieder zurück begleiten; durch einen solchen ungewohnten Aufsehen erregenden Zug wollten wir die Andacht an diesem heiligen Fest nicht stören und blieben zu Haus.

Daß man uns überhaupt und am wenigsten von Seite des Kommandanten nicht durch die Finger sehe, davon bekam ich einen

individuellen Beweis, der mich kränkte, nicht um meiner willen, sondern wegen des würdigen Frauenzimmers, das in diesem Vorfalle verwickelt ward und viel lieber wäre ich noch lange eingekerkert geblieben, als daß ich Ursache hätte werden wollen, dieser Dame Verdruß zu machen.

An einem Sonntag Abend, auf welchen wir eine Promenade abgeredet hatten, kam Herr Vischer zu uns, fataler Weis' war nasses übles Wetter. Er sagte, bei dieser Witterung werden wir wohl nicht Lust haben auszugehen, auch er befinde sich nicht ganz wohl, er komme nur auf eine Viertelstunde uns zu besuchen: weil ich den ganzen Tag gesessen, so stand mir der Kopf auch nicht recht und war ich lüstern nach Luft und einer kleinen Bewegung. Wie Herr Vischer Abscheid nahm, ersuchte ich ihn um die Erlaubniß, ihn nach Haus zu begleiten, es könne ein Planton mitkommen; das letzte fand er überflüssig und nichts Bedenkliches, wenn ich mit ihm nach Hause und von dort allein zurück gehe. Wir gingen also und ich blieb eine Stunde bei seiner liebenswürdigen Familie, dann nahm ich den etwas weitern Weg über den Peter-Platz. Dort schlug ich unglücklicher Weise nicht die rechte Gasse nach dem Wilden Mann ein und kam auf den Graben, der mich bei der Wohnung meines lieben alten, jetzt abwesenden Freunds, Herr Oberst Burkhardt in Kirsgarten vorbeiführte. Die Frau Burkhardt zu sehen, hätte mich herzlich gefreut; aber der Gedanke, diese respektable würdige Dame in einige Verlegenheit zu setzen, unterdrückte jeden Wunsch, nach den Fenstern sah ich wohl, aber ich bemerkte Niemand und gieng vorüber. Nicht weit oberhalb des Kirsgartens begegnete ich einem langen Zug französischer Fourgons und Wagen und in einiger Entfernung sah ich den Kommandant Frey auf der mir entgegengesetzten Seite herreiten; lieb war mir diese rencontre nicht, doch machte sie mir auch keine Sorge, nur hielte ich mich so nahe an die Fourgons als möglich, um nicht bemerkt zu werden, aber auch nicht so, als wenn ich mich ängstlich verbergen wollte. Ich wähnte wirklich, der Kommandant habe mich nicht wahrgenommen, aber ich hatte mich betrogen. Montag Moraens kam er ungewohnt früh in den Gasthof und gerade auf mein

Zimmer: er fragte in einem Inquisitorton, wo ich gestern gewesen und warum ich ohne sein Vorwissen und allein außer das Haus gegangen? Ganz unbefangen erzählte ich ihm den ganzen Hergang und mein Verirren in der Nähe des Peter-Platzes. Er hatte die Höflichkeit, mich nicht gerade Lügen zu strafen, doch sagte er, ich entdecke ihm nicht die ganze Wahrheit; ich sei ja bei seiner Frau Schwiegermutter im Kirsgarten gewesen, er selbst habe mich bei dem Hause gesehen, wie ich herausgekommen; das brachte er mit lauschender Miene vor. Ich erwiederte, nahe bei dem Hause könne er mich gesehen haben, aber herauskommen gewiß nicht, weil ich nicht dort gewesen, sobald wir die Freiheit haben zu gehen wohin wir wollen, so werde mein erster Besuch bei der Frau Oberst sein, gegen die ich so ehrerbietigste Hochachtung hege und überdies gegen sie und den Herrn Oberst große Verbindlichkeiten habe für viele ehedem in dem Haus genossene Güte, daß aber eben Ehrerbietung und Dankgefühl mich von einem heimlichen Besuch zurückhalte, der der Dame kein Vergnügen machen, wohl aber zu Unannehmlichkeiten Anlaß geben könnte. Der Kommandant zögerte, ob er mir glauben wollte; das verdroß mich und ich sagte ziemlich bitter: Sie wissen selbst, daß wir wider Recht und unschuldig in Verhaft sind, einige Erleichterung hat man uns der Gesundheit wegen gestatten müssen, nicht aus Furcht dehnen wir solche nicht weiter aus als die Erlaubniß geht, sondern weil wir uns durch unsere eigne Ehre gebunden halten, die ertheilte Ordres genau zu befolgen. Er fragte mich, ob ich auf Ehre versichern könne, daß ich nicht im Kirsgarten gewesen? Das konnte ich mit gutem Gewissen thun und that es. An dem hatte der argwöhnische Kommandant nicht genug, er ging spornstreichs zu seinem Schwager Herr Burkhardt-Gemuseus in Kirsgarten, den fragte er, ob ich nicht gestern bei seiner Frau Mutter gewesen, er habe mich nahe bei dem Haus und ganz allein angetroffen. Herr Burkhardt berichtete ihn, die Frau Oberst habe ihre gewohnte kleine Gesellschaft bei sich gehabt, daß ich da gewesen, wisse er nicht und glaube es nicht, es würde wohl Jemand davon geredet haben. Auch mit dieser Nachricht nahm der vorsichtige Kommandant

nicht fürlieb. Er ging zu seiner Frau Schwiegermutter und sagte ihr geradezu: Sie habe gestern Abend einen Besuch von einem Deportirten angenommen, der gegen die ausgestellten bestimmten Befehle den Arrest verlassen. Madame Burkhardt, die mit der größten Sanftmuth mannliche Entschlossenheit verbindet, antwortete ihm kalt lächelnd, sie habe gehört, es seien so viele Wächter im Wilden Mann gelagert, daß es den Deportirten nicht wohl möglich sei, aus dem Kerker zu kommen. Wer denn der freche Arrestant sei, der sich so über alle Befehle hinaussetzte? Er nannte mich mit dem übertriebenen Zusatz, er hätte mich gesehen aus dem Hause kommen. Dies Affirmativ war doch zu stark. Im vorigen Ton antwortete Frau Burkhardt, das würde ihr nicht gefallen, wenn ich in ihrem Haus gewesen wäre und mich nicht gemeldet hätte, das komme ihr unglaublich vor, da es gewiß sei, daß sie mich nicht gesehen, so scheine es ihr ebenso gewiß, daß ich auch nicht im Hause gewesen; auf der Straße könne er mich vielleicht gesehen haben, aber nicht aus dem Kirsgarten kommen, man führe uns ja bisweilen spazieren, wie etwa zu Nacht die Riesen und Zwerge, die man am Tag für Geld sehen lasse, sie hoffe ihre Bekannten unter den Deportirten bald zu sehen, in ihrem Hause werden sie allemal willkommen sein; weiter habe sie ihm nichts zu sagen, und sie schloß: Also Herr Sohn können sie sich die Mühe sparen, mich weiters zu examiniren. Das ließ sich der Kommandant gesagt sein und gieng seinen Weg.

Das war aber auch die letzte Neckerei von ihm, das Gerücht der Annäherung der Oesterreichischen Armee gegen die Schweiz machte ihn geschmeidig und die Gewißheit ihres Vorrückens höflich und endlich gefällig, auch war von weiterer Deportation nach Frankreich nicht mehr die Rede."

In den letzten Tagen des May bis zum 7. Juni schwebten die Deportirten in großer Ungewißheit und Angst über das Schicksal der Vaterstadt und die beständig sich widersprechenden Gerüchte waren gar nicht geeignet sie zu beruhigen. „Auch die steigende Nachsicht in der Be-

handlung und die nunmehr vielfach besuchten Kränzchen und Soirée's in befreundeten Häusern entschädigten nicht für die immer steigende Sehnsucht, in so kritischer Zeit bei den verlassenen Familien zu sein. Am 7. Juni aber, nach einer beinahe schlaflos zugebrachten Nacht sprang der wackere Wirth Merian in's Frühstückzimmer mit der frohen Nachricht: „Die Franzosen haben Zürich geräumt, die Oesterreicher sind durch Kapitulation eingerückt, es ist nicht geplündert, nicht gebrannt, nicht gemordet worden und keinerlei Unglück begegnet. Ein eben durchreisender, von Zürich kommender Fremder hat diesen Bericht gebracht." Die Briefe von zu Hause, welche dieß frohe Ereigniß bestätigten und Details brachten, hatte der Präfekt die Zartheit, uneröffnet den Deportirten zuzustellen mit der Bitte, man möchte die Gefälligkeit haben, ihm nachher Einiges daraus mitzutheilen. Eine Deputation ward natürlich sofort abgeordnet, um diesem Wunsche zu entsprechen. Die Beglückwünschungen, Gastereien, Picknicks u. s. w. zu Ehren dieses Ereignisses und der Deportirten wollten nun kein Ende nehmen, aber alle Glückwünsche waren kaum aufrichtig zu nennen, und Orelli namentlich schickte den Ex-Direktor Legrand, der sich auch mit einem solchen zudrängte, mit dem Schwanz zwischen den Beinen wieder nach Hause. Legrand, der Orelli auf einem Spaziergang nach St. Jakob begegnet war, gratulirte unter vielen Bücklingen, „daß Zürich, Gottlob von den Franzosen und den Hauptrevolutionärs befreit sei, auch (fügte er holdselig bei) hoffe er, wir würden nächster Tagen unserm verwaisten Vaterland wiedergegeben und an die Regierung gestellt werden. So lange ein so schlechter Mann wie Pfenninger und andere seines Gelichters die Geschäfte führen, könne es unmöglich gut gehen." Das war doch zu arg, es empörte; Orelli sagte ihm derbe: „Diese Sprache ist mir just an Ihnen befremdend, denn hauptsächlich auf Ihren Betrieb ist Pfenninger, den Sie einen schlechten Mann nennen, Regierungs-Präfekt geworden und jetzt ist er nun keinen Pfifferling schlechter, als er war, da Sie ihn zu einer so wichtigen Stelle vorgeschlagen. Zur Deportation, die Sie nun ungerecht finden, haben Sie, wie man wohl weiß, obschon von

der Regierung abgetreten, Ihre Billigung geäußert"*). Legrand wurde feuerroth und stammelte: „Sie sind falsch berichtet, ich habe mich Pfenningers Wahl widersetzt." Orelli: Das haben Sie nicht gethan. Es ist konstatirt, daß, nachdem Sie selbst den Pfenninger vorgeschlagen die Herren Escher und Finsler Ihnen gegen diese Wahl die kräftigsten Vorstellungen eröffnet und Sie dringend gebeten haben, von diesem Vorschlag abzustehen, der nichts gutes, aber unfehlbar viel böses zur Folge haben werde; daß Sie auf alle diese Instanzen nicht achteten und in der Stunde hernach auf Ihren Vorschlag der Präfekt gewählt worden." Legrand: „Es muß ein großer Mißverstand walten, es ist nicht also!" Orelli: „Großer Mißverstand hat, leider! während der Revolution bei der helvetischen Regierung immer gewaltet; in dem aber, was ich sagte keiner; wollen Sie Belege darüber, so wird es mir leicht sein, von Escher und Finsler eine schriftliche Deklaration zu erhalten; daß die Beiden Ehrenmänner seien, die zu ihren Worten stehen, werden Sie doch nicht in Abrede sein." Legrand gebärdete sich, als wollte er Maulaffen feilbieten, entschuldigte, wegen noch langem Weg nach Arlesheim nicht länger verweilen zu können und empfahl sich ehrerbietigst."

Eine fatale Störung brachte die sonst so erwünschte Einnahme von Zürich, wie früher schon angedeutet, in die Korrespondenz, und nur hie und da gelang es, sie wieder anzuknüpfen. Freund Mechel, der Kupferstecher, immer thätig, aus Verlegenheiten zu helfen und gefällig zu sein, fischte ein Markgräfler Mädchen auf, das sich getraute, Briefe nach Zürich zu tragen und von dort zurückzubringen. Es konnte sich bei den Vorposten wie die liebe Einfalt oder gar wie die leibhafte Dummheit stellen und war doch von beiden das Gegentheil, dabei herzhaft und kühn. Mit ihrem Eierkorb auf dem Kopf langte sie glücklich in Zürich an, meldete sich nach Abrede im Gasthof zum Schwerdt, ward dort wohl und gratis bewirthet, in die Häuser der Deportirten ge-

*) Letzteres steht nicht fest; wohl aber, daß Legrand trotz der Protestation Usteris und Eschers v. d. L. die Wahl Pfenningers zum Statthalter betrieb. (Handschriftliche Notiz Linth Eschers zu den Memoiren O.)

wiesen und nachdem sie die Rückantworten gesammelt, mit denselben rückspedirt und kam damit ebenso glücklich in Basel an. Dieser Bottenlauf wurde nochmals wiederholt, da er aber beim dritten Mal, ungeachtet der Gewandtheit des Mädchens, mißlang, zudem sehr kostspielig war, so freute man sich des gefälligen Anerbietens des Hauses Paravicini in der Freigasse, welches mit Vorwissen einiger Kantons-Autoritäten für die kaufmännische Korrespondenz nach Zürich eine Route über Rheinfelden eröffnet hatte und den Deportirten gestattete, nicht-politische Nachrichten an die Ihrigen dem Paket beizugeben. Unglücklicherweise mußte gerade der österreichische Offizier, der das Paket trug, in einem Vorpostengefecht fallen, es wurde gefunden und dem General Ferino in Basel gesandt und die Entdeckung ihrer Briefe hatte für die Deportirten wieder eine starke temporäre Verschärfung der Consigne zur Folge. Es blieb nun diesen blos noch der weite Weg über Frankfurt offen; doch machte glücklicherweise die baldige Freilassung weitere Korrespondenz überflüssig.

Freilassung.

Schon oben wurde erwähnt, daß Herr Felix Escher gleich nach der Ankunft in Basel wieder entlassen worden war.

Am 6. April ward Rathsherr Meiß freigelassen und am 9. Rathssubstitut Hirzel, aus welchem Grund, ist mir unbekannt.

Den beiden folgte zunächst am 18. April Rittmeister Ott zum Schwert und zwar auf Verwendung des Präfekten in Basel. Am 14. April Nachts war im Gasthof zum Schwert in Zürich Feuer ausgebrochen und hatte vielen Schaden angerichtet. Die tapfere Frau Ott hatte zwar große Geistesgegenwart bewiesen und sogar noch während des Brandes Zeit gefunden, ihrem Mann durch ein paar Zeilen mittelst eines Expressen von dem Vorfall Kenntniß zu geben und ihn über die Tragweite desselben zu beruhigen. Die Abwesenheit des Hausherrn mußte aber doch unter diesen Umständen im höchsten Grade peinlich für sie sein, und da Ott überdieß in Basel fortwährend gekränkelt hatte,

wandten sich sämmtliche Deportirte dringend an Schmid mit der Bitte, beim Direktorium dessen Freilassung zu erwirken, was auch gelang.

Vor der Wiedereinnahme Zürich's durch die Franzosen emigrirte Ott, trotz fortdauernder Kränklichkeit, nach Deutschland, kehrte jedoch im Mai 1800 zurück und starb vierzehn Tage nachher an einem Blutsturz.

Herr Oberst Römer, am 24. April freigelassen, zeigte über diese Begünstigung wenig Freude, da er es vorgezogen hätte, mit seinen Begleitern auszuharren bis man sie verhört und schuldlos erfunden haben würde, um dann auch öffentliche Ehrenrettung und Genugthuung verlangen zu können. Noch weniger freute ihn die Nachricht, daß die Freisprechung auf Veranlassung eines revolutionär gesinnten Neffen geschehen sei, der ohne Vorwissen der Familie in ihrem Namen bei Pfenninger eine Bittschrift für Römer eingereicht hatte, um, im Fall des Erfolgs nachher mit seinem Einfluß bei der Regierung renommiren zu können.

Bis zum 15. Juni sind nun keine weitern Freilassungen zu verzeichnen. Die Deportirten hatten sämmtlich ihren Familien untersagt, Schritte zur Erwirkung der Freilassung ohne Verhör und Genugthuung zu thun und benutzten auch anderweitige Kanäle nicht, solche zu erhalten. Gerichtsherr von Orelli, der Geschäfts- und anderer Rücksichten halber zu Hause sehr nothwendig gewesen wäre, hätte dieß wohl am leichtesten erreichen können, that aber gar keine Schritte. Linth-Escher*), sein Tochtermann, saß im Großen Rath, Finsler, der Finanzminister, war sein Neffe, und einen hohen einflußreichen Gönner besaß er auch an dem französischen General Guyot. Mit diesem war er auf eine eigenthümliche Art bekannt geworden, die hier wohl noch Raum finden darf.

„Guyot, der in der französischen Revolution eine bedeutende Rolle gespielt und laut zum Tod des Königs gestimmt hatte, wurde bei Orelli einquartiert, betrug sich gegen alle Erwartung anständig und gefällig, in

*) Zum Zeichen, daß unser Gewährsmann Hirzel durchaus kein blinder Verlästerer politischer Gegner ist, mag angeführt werden, daß er hier dem freisinnigen Escher seine volle Achtung bezeugt, während Usteri allerdings schlechter wegkommt.

seinen Manieren ein Gemengsel alter französischer Höflichkeit und eines neugebackenen fränkischen Republikaners; übrigens ohne affektirten Prunk ein Kenner der lateinischen Klassiker, auch der alten und neuen französischen Literatur. Seine Einquartierung bei Orelli dauerte sechs Monate. Letzrrer hatte gerade durch seine Offenheit sein volles Vertrauen gewonnen.

Guyot hob einen politischen Diskurs an und deklamirte fürchterlich gegen Königthum, Aristokratie und das tyrannische Verfahren der alten Regierungen und gestikulirte mit provençalischer Hitze. Hier hatte ihn Orelli erwartet; dieser hörte seine Deklamation geduldig an und entgegnete ruhig und unbefangen: „Ich finde unsere politischen Ansichten, wenigstens in Rücksicht auf Republiken ganz diametralement einander entgegengesetzt; ich will Ihnen mein politisches Glaubensbekenntniß mit aller Freimüthigkeit darstellen, weil es drückend wäre, unter einem Dach zu wohnen, an einer Tafel zu speisen und nicht recht zu wissen, woran man mit einander seye, oder jedes Wort auf die Waage legen zu müssen, wodurch alle Anmuth des gesellschaftlichen Lebens weggebannt würde. Ich will Ihnen daher die Gründe alle mittheilen, warum ich die Revolution verabscheue, warum ich nach meinem Standpunkt und nach meinen beschränkten Kräften Alles, was von mir abhienge, gegen dieselbe gethan und hergegen zu jeder Maßregel freudig Hand geboten habe, die solche zu hintertreiben bezweckte.“ Guyot sah Orelli mit großen Augen an; das irrte diesen nicht. Er machte jenem ein treues Gemäld von dem Glück und Wohlstand, in welchem die Schweiz unleugbar Jahrhunderte lang gelebt habe, was allen beobachtenden, hellsehenden Reisenden aufgefallen sei. „Dieses Glück, diesen Wohlstand“, behauptete O. keck, „hat die Schweiz, nächst Gott, der ächt väterlichen, weisen, treuen Regierung der Landesväter, mehr noch als ihren Verfassungen zu danken gehabt. Dies belegte er mit ausführlicher Darstellung politischer und ökonomischer Maximen und Anstalten. „Diesen Wohlstand hat die Schweiz genossen, bis fränkische Emissärs die Köpfe schwindlich machten; Ehrgeizige, durch Vorspiegeln leicht zu erlangender ersten Stellen in einer umgeschaffenen Republik; Eigennützige, durch

Versicherung der Abschaffung der Zehenden und Grundzinsen Verschuldete, durch Versprechen der Zernichtung der Schuldinstrumente und Vertheilung des öffentlichen Schatzes und heilloses, liederliches, arbeitsscheues Gesindel durch Hoffnung auf Konfiskationen, Plünderung der Begüterten und dergleichen zum Aufruhr gereizt und verführt hatten." Diesem Gemäld setzte sich dasjenige der gegenwärtigen Lage entgegen und besonders dem des Charakters der verstoßenen edel denkenden und edel handelnden Regenten der des Charakters der neuen, meistens unwissenden, aus den Barbierstuben, Ställen, Weberstuben, Schenkhäusern herausgehobenen Herrschern, denen das Wohl des Vaterlandes eine Nebensache, ihr eigener Vortheil über Alles seye." „Sie werden tagtäglich Anlaß haben, dieses Alles zu beobachten. Untersuchen Sie selbst und entscheiden Sie dann, ob die so verschriene alte Regierung und die ganz unrichtig so geheißenen Aristokraten nicht weit mehr um das Vaterland gethan und sich um dasselbe verdient gemacht haben, als die jetzigen Freiheitsheuler und politischen Charlatans." Nach ungewöhnlich gedehnter Auseinandersetzung der ehemaligen und der jetzigen Lage der Dinge, schloß O. wehmüthigen Tons und Stimme: „Nach diesen meinen auf langjährige Erfahrungen gegründeten Ansichten hat die Revolution die ganze Schweiz in ein nicht zu berechnendes Elend gestürzt und ihre Freiheit auf immer vernichtet. Eine Gegen-Revolution in jetziger Lage aber würde ihr Unglück nur vermehren, anstatt sie zu retten. Deßwegen würde ich mich dargegen dermalen mit demselben Eifer stemmen, mit welchem ich gegen die Revolution geredet und gethan habe." Guyot horchte aufmerksam, ohne nur Miene zu machen, den Redner unterbrechen zu wollen; als dieser schwieg, gab er ihm die Hand und sagte ernst: „Sie sind ein freimüthiger, guter Schweizer; ich liebe diese Offenherzigkeit und begreife ihre Denkungsart; Ich, ein Franzos, muß anders denken; Sie will ich so wenig bekehren als Sie mich; aber ja! über Politik müssen wir nicht reden und wenn wir, was unter diesen Umständen immer auszuweichen schwer hält, darauf zurückkommen und etwa warm werden, so bitte ich Ihre Gattin, uns nur

einen Wink zu geben; der soll unsere Debats rein abschneiden: Aber Ihnen muß ich den freundschaftlichen Rath geben, mit ihren freimüthigen Aeußerungen vorsichtig zu sein, denn, wenn die neue Regierung, wie Sie sagen, und ich auch schon einige Spuren habe, schlecht ist, so könnte es für Sie übel ausschlagen; übrigens gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß von Allem, was gesagt worden und in Zukunft noch zur Sprache kommen mag, keine Silbe über meine Lippen gehen soll; fällt etwas neues vor, das Sie interessiren kann, so sage ich es Ihnen und vertraue Ihrer Verschwiegenheit; gegen Neckereien von Militärs und Ihren eigenen Regierungs-Beamten, bei welchen Sie wohl nicht gut angeschrieben sein werden, trauen Sie mir et vivons en bons amis." Man gab sich darauf treuherzig die Hände und lebte von da an bis zur Abreise Guyots nach Chur, da die Franken Meister von Bündten gewor den und wenige Tage nachher die Deportation vor sich gienge, nicht nur erträglich, sondern wirklich angenehm beisammen. Ueber die französischen Angelegenheiten wurde selten gesprochen, weil Guyot dabe immer hitzig ward und in den eigentlichen Sansculotes-Ton verfiel, hin gegen gestand er: Die Schweiz hätte keiner Revolution bedurft; einige Reformen wären hinlänglich gewesen. Nach allen sorgfältig gemachten Beobachtungen hat die Schweiz mehr verloren, als die große fränkische Republik ihr zu ersetzen im Stande wäre."

Obwohl Orelli, wie bereits erwähnt, keinerlei Schritte bei Guyot gethan, sandte dieser doch gleich nach Erhalt der Nachricht von Orelli's Verhaftung an das Direktorium ein Bittgesuch um dessen Freilassung, wobei er ihn als einen trefflichen Mann kennen gelernt zu haben erklärte; das Direktorium aber schlug die Bitte, zwar in einem kriechend höflichen Brief ab unter dem Vorwande, Orelli stehe in Verdacht von Verbindungen mit den Feinden des Vaterlandes. Auch mit dem Abschlag von Luzern war Guyot noch nicht beruhigt, sondern wandte sich an Orelli's Gattin mit der Frage, ob er direkt an Massena gelangen solle; diese aber verneinte dieß dankend unter Hinweisung auf ihres Gemahls

Instruktionen, der seine Freilassung keiner besondern Gnade seitens der Regierung, sondern blos der Gerechtigkeit verdanken wolle.

Nach der Einnahme von Zürich liefen den Deportirten von allen Seiten Berichte zu, es werde in Bälde ihre Freilassung erfolgen; allein noch am 14. Juni verneinte der Präfekt auf Befragen den Empfang irgend welcher neuen Instruktionen. Abends um 6 Uhr aber kam er plötzlich ins Gesellschaftszimmer im Wilden Mann mit lautem Zuruf: „Bona Nova! Die Bürger Hirzel (Seckelmeister) und Pestalutz sind frei!“ Einen Grund, warum diese zwei vor den andern freizulassen seien, enthielt der Direktorialbefehl nicht, daß und warum man aber zwei freiließ, erklärt die ihnen gestellte Bedingung, daß sie nach ihrer Ankunft in Zürich über das Schicksal der dortigen Patrioten nach Bern — wohin das Direktorium in der Zwischenzeit geflüchtet war — berichten sollten. Ungern genug gingen Hirzel und Pestalozzi die Bedingung ein. Die Sehnsucht nach der Heimat, wo Pestalutz acht minderjährige Kinder erwarteten, und Hirzel bessere Pflege hoffte, deren er sehr bedurfte, überwog jedoch und sie verreisten am 16. nach Bremgarten. Von ihrem Paß und einer Empfehlung Schmids an den General Massena hofften sie die Erlaubniß zum Passiren der fränkischen Vorposten, fanden sich aber bitter getäuscht. Acht Tage hielt man sie in Bremgarten hin und am 24. ward ihnen durch den Unterstatthalter ein Befehl des Generalstabchefs zugefertigt, sich sofort weiter hinter die Vorposten zurückzuziehen, was zur Folge hatte, daß sie am gleichen Tage noch Bremgarten verließen und nach Knonau zogen, wo sie auf Lavater trafen, der sich in ähnlichem Falle wie sie selbst befand und sie nun überredete, einstweilen auch da zu bleiben. Er war am 11. Juni von Basel abgereist und suchte von dem dort kommandirenden General Tarrau (oder Taureau wie er auch genannt wurde wegen seiner bekannten Brutalität) die Erlaubniß zur Reise nach Zürich zu bekommen, ward aber gar nicht vorgelassen.

Mittlerweile hatten gute Freunde zu des Statthalters Ohren gebracht, Hirzel und Pestalozzi seien statt 15 Stunden hinter der Linie,

blos bis nach Knonau gegangen; stracks ward ihnen anbefohlen, sofort den Kanton Baden ganz zu verlassen und sie waren eben begriffen, dieser neuen, durch nichts in ihrem Betragen begründeten Chikane zu weichen, als ein Expresser von Bremgarten ohne Zweifel durch den überdienstfertigen Freund Mechel gesandt den Bericht brachte, sie und Lavater sollen sogleich nach Basel zurückkehren, indem Gelegenheit gefunden sei, sie alle über den Rhein zu bringen. Diese Meldung war zu bestimmt und verlockend, als daß man ihr nicht hätte folgen sollen; die Unglückskollegen reisten nach Basel zurück, erfuhren aber dort zu ihrem Schrecken, daß keine Rede von einer wirklichen Gelegenheit zum Reisen sei. Mechel hatte wohl aus zweiter Hand Offerten von französischen Pässen gegen gute Bezahlung erhalten, aber die Sache zerschlug sich wieder und bei einem zweiten Anlaß weigerten sich die in Basel befindlichen Deportirten, denen auch gleiche Pässe verschafft worden wären, auf den Handel einzutreten, weil man sich nicht in Ungelegenheiten bei den helvetischen Behörden bringen wollte und, für den Fall der Freisprechung seitens derselben, hoffte, auch ohne französischen Paß die Vorposten unbemerkt passiren zu können.

Die Basler Freunde suchten indessen Vorbereitungen zum Entkommen zu treffen.

Mit Lavater ward am 14. August der Anfang gemacht. Nachdem er schon ein paar Tage links und rechts ausgestreut, er wolle einen gewissen Freund in seinem Landhause außer der Stadt besuchen, holte ihn dieser am bewußten Tage in einer Chaise ab, ließ ihn in seinem Haus das nöthigste für die Reise zu sich nehmen und übergab ihm dann einem andern Herrn und einer Dame, die mit ihm, wie die gleichgültigsten Spaziergänger, zu den Vorposten schlenderten. Der wachhabende Offizier lag in seiner Baracke und Frau H. ging hin „für eine kleine Gesellschaft, die in Hunsingen einen Besuch machen wolle, einen Paß auszuwirken". Vermuthlich war der Offizier vorher von der Sache verständigt worden und es war vielleicht auch der gleiche, der Hirzel und Pestalozzi nachher Durchpaß gestattete. Mit Lavaters eigenem

Bleistift schrieb ihm der galante Offizier auf ein Blatt die Erlaubniß, hin und her zu gehen, ihnen schlossen sich dann auch noch einige Markgräflerinnen an und alle ließen die Schildwachen ungehindert passiren. Das weitere läßt sich denken. Lavater eilte mit dankerfülltem Herzen dem Pfarrhaus in Hausingen zu, von wo aus er in bereit stehendem Wagen weiter befördert wurde und am 16. August wohlbehalten in Zürich eintraf; Herr und Frau H. aber kehrten ebenfalls, hocherfreut über den gelungenen Streich, durch die nichtsahnenden Schildwachen wieder nach Basel zurück.

Ganz ähnlich drehten am 20ten Hirzel und Pestalozzi den Franzosen eine Nase. Im Begleit des Rathsherrn Vischer und eines Frauenzimmers spazierten sie bis zu den Vorposten, wo sich der erstere mit dem ihn noch begleitenden Freund auf einen Stein setzte, um ihre etwas weiter spazierenden beiden Zürcher Freunde und die Dame, welche vom Offizier den Erlaubnißschein zum Durchpaß erhalten, wieder zu erwarten. Merkwürdiger Weise aber verfehlten die beiden Zürcher den Rückweg nach Basel, so daß die Begleiter allein dorthin zurückspazieren mußten.

Am 19. August endlich erhielt Reinhard zu Handen der noch übrigen sieben Deportirten von Zürich ein Billet vom Präfekten mit der Anzeige, daß auch sie endlich durch Dekret von Bern ihrer Haft ledig erklärt worden seien. Helvetische Pässe stehen zu ihrer Verfügung, doch sei an ein Visiren derselben durch das fränkische Kommando nicht zu denken und es werde darum schwer halten, fortzukommen.

Dieß war nun allerdings ganz richtig, denn der von Lavater und den beiden andern ausgeführte Kniff ließ sich so oft doch nicht wiederholen, da er natürlich bekannt geworden war und auf den Vorposten schärfer zugesehen wurde. Glücklicherweise war aber, als man eben die Flucht besprach, Alt Rathsherr Martin Wenk im St. Antonienhof in Klein-Basel auf Besuch bei den Deportirten und rieth ihnen, ohne an die französischen Behörden zu gelangen, den Rheinweg nach Freiburg zu versuchen. Sein Schwager, Stadtmajor Bernler, kenne die Schifffahrt genau und wenn er den Vorschlag ausführbar finde, könne man

ihn auch sicher wagen. Man nahm den Vorschlag mit Dank an und erfuhr am 20. durch Herrn Bernler, daß er die Rheinfahrt und die Position der fränkischen Wachten ausgespäht habe und glaube, man könne ohne Gefahr diese Route einschlagen, indem an den gefährlichsten Stellen der hohe Wasserstand gestatte, sich zwischen den dort befindlichen kleinen Inseln dem Auge der Vorposten zu entziehen. Er sei bereit für Schiffe zu sorgen und werde die Deportirten begleiten, bis sie außer Gefahr seien. Das erstere beliebte natürlich, und vom letztern war Herr Bernler trotz aller Protestationen nicht abwendig zu machen, so daß endlich die gemeinschaftliche Abfahrt auf Mittwoch den 21. August, Morgens 5 Uhr, festgesetzt und alles nöthige verabredet wurde. Abschiedsbesuche machte man vorsichtshalber natürlich keine, sondern besuchte im Gegentheil Dienstag Abends noch die Familien-Gesellschaft im Forkart'schen Hause, wo die Damen freilich ihrer Neugierde nach den Entweichungsplänen kaum Grenzen zu setzen wußten.

Bei Sturm und Regenwetter verließ man den folgenden Morgen um 6 Uhr — eine Stunde war mit der Berathung, ob man trotz des schlechten Wetters die Reise wagen wolle, verparlamentirt worden — in drei Abtheilungen den Gasthof und Basel; außer dem St. Blasienthor fand sich das Cabriolet mit dem Gepäck; in selbiges stiegen Konsul Wyß und Statthalter Hirzel, zwei gingen mit Bernler über Klein-Hüningen, die andern paarweise durch das helvetische Lager außerhalb Klein-Basel über die Wiesenbrücke. Eine Stunde weit unter Basel, da wo die untersten Batterien des Brückenkopfs angelegt sind, traf man am Rhein zusammen; hier sollte das in Basel bestellte doppelte Schiffahrtzeug parat stehen; es war nicht daselbst; Sturmwind und Regen dauerten fort; dagegen konnte man sich hinter einer Hecke dicht an und unter der Heerstraße nicht wohl selbst schützen, doch aber gegen die Beobachtung abseite der in einer Weite von einigen Büchsenschützen auf der Anhöhe stehenden und hin- und herstreifenden fränkischen Vedettas; nicht zwar ohne Besorgniß, bei allzu langer Dauer diesen Verstecks leicht ausgekundschaftet und mit den Reisebündeln als verdächtige Leute

angehalten zu werden. Eine volle Stunde harrte man vergebens und mit bangen Gefühlen auf das Schiff; man vermuthete also, der Sturm habe die Fahrt unmöglich gemacht; was war in dieser Verlegenheit zu thun? Nach Basel zurückzukehren, hieße sich der Gefahr aussetzen, Gott weiß wie lange nicht wieder wegzukommen. Ueber Land durch die fränkischen Patrouilles und Vorposten durchzuwischen, schien völlig unmöglich. Herr Bernler schaffte Rath und ging nach dem am Rhein gelegenen nächsten Dorf Märkt, um schnell zwei Waidlinge bereit zu machen; man zog dem Landungsplatz entgegen, der nicht weit ob dem Dorf lag, wo annoch ein starker fränkischer Vorposten stund und eben im Exerziren geübt wurde, mit einmal erblickte man ein Fahrzeug von Basel har kommen; es war das bestellte, das wie die Schiffer nachhin erzählten, in Klein-Hüningen von den daselbst kantonirenden helvetischen Hülfstruppen angehalten, mit dem darin befindlichen ganz durchnäßten Stroh scharf visitirt, endlich aber freigelassen worden, nachdem die Schiffer vorgegeben, das Schiff müsse einem Rheinwyler zugeführt werden, der es gekauft habe. Wenn man ihnen nicht traue, möge nur jemand mitfahren, wozu aber, wie vorauszusehen war, Niemand Lust bezeigte. Zum guten Glück war das Reisegepäck nicht in's Schiff, sondern auf das Cabriolet geladen worden.

Kaum hatte das Schiff gelandet, flugs flogen Männer und Gepäck hinein; man lag aufs nasse Stroh und achtete des darunter spürbaren Wassers nicht, zu dessen Ausschöpfung keine Zeit war. Etwa eine Viertelstunde unter Märkt und ca. 100 Schritte landeinwärts sahe man annoch eine fränkische Schildwacht, von welcher man aber, weil die Fahrt zwischen den dortigen Inseln durchzog, nicht beobachtet, noch weniger angerufen wurde. Unterhalb Rheinwyler fing das Wetter an zu bessern, die Flüchtlinge wurden munter und fröhlich, warfen die aufgezwungenen helvetischen Cocarden ins Wasser und meldeten sich dann ohne große Furcht bei den österreichischen Posten in Neuenburg.

O. berichtet über die letzten Erlebnisse Folgendes. „Nachdem wir zu Neuenburg gelandet, wo ein Husarenwachtmeister mit drei Mann als

kaiserlicher Vorposten stand, wies man uns an den Offizier in Mülheim; wir gingen zu Fuß dahin, ein Bauer, der eben Mist auf seinem Acker abgeladen, führte unsre Bündel nach, unser Einzug war wahrlich nicht glänzend, aber das Gefühl, frei, und die Hoffnung, bald im Kreis unserer Familien zu sein, war über alle Beschreibung süß.

Dem Rittmeister zeigten wir unsere Schweizer-Pässe, unter einem Umschlag übergab er solche zwei Husaren, die uns zu seinem Ober-Kommandant nach Grozingen begleiten mußten. Hier wollte unser treuer Führer, Herr Gernler, uns verlassen und nach Basel gehen; der Rittmeister wollte es durchaus nicht erlauben, unsere Bitten, Vorstellungen und selbst gewichtigere Anerbietungen waren vergebens, er beharrte dabei, weil Herr Gernler keinen Paß hätte, so müsse er mit uns in das General-Quartier zu dem Erzherzog Karl reisen; diese unerwartete Strenge war uns unsers Freundes wegen sehr leid, sein Wegbleiben von Basel konnte von verdrießlichen Folgen sein. Herr Gernler schien sich weniger aus diesem Vorfall zu machen wie wir; wenigstens war er so diskret, keinen Verdruß merken zu lassen.

Nach einem kurzen Mittagessen reisten wir in zwei Kutschen, von zwei Husaren begleitet, nach Grozingen; wir machten doch eine bessere Figur, als bei unserm Einzug in Müllheim mit dem Mistwagen.

Der Kommandant, ein Major, untersuchte unsere Pässe sorgfältig, er wünschte unser Entweichen von Basel umständlich zu wissen, die Erzählung schien ihn zu interessiren, das freundschaftliche Verfahren des Hrn. Gernler gefiel ihm; als wir auf Ehre versicherten, wir haben seinen klugen Anstalten allein unser glückliches Entkommen zu danken und nur Sorge für unsere Sicherheit habe ihn bewogen, uns bis auf österreichisches Gebiet zu begleiten, sagte er, das wäre höchst ungerecht, wenn ein solcher Freundschaftsdienst Verlegenheit und Schaden nach sich ziehen würde; der Rittmeister sei jung und unerfahren, er wolle Hrn. Gernler einen Paß geben, mit dem er sicher bei allen Posten durchkommen werde; bald darauf reiste Hr. Gernler mit dem Paß versehen, zu unsrer großen Beruhigung, mit unsern herzlichen Wünschen

begleitet, zurück. Der Ausdruck von Wohlbehagen, der sich über seine Miene bei dem Empfang des Passes verbreitete, überzeugte uns, daß er seine widrigen Empfindungen bei der Gefahr, mit uns in das General-Quartier zu reisen, aus Diskretion verhehlt habe. Nachdem auch diese uns angelegene Sache in Ordnung war, reisten wir in zwei Wagen, wieder mit zwei Husaren escortirt nach Freiburg im Breisgau, wo wir im Gasthof zum Mohren abstiegen. Es war halb elf Uhr Nachts; dennoch mußte unsre Ankunft dem General Giulay gemeldet werden, dieser ließ uns die Audienz auf den folgenden Morgen nach zehn Uhr ansagen.

Unsere Ankunft war ruchbar geworden; wie wir déjeunirten, besuchte uns der Chevalier von Landlau, ein Bekannter von Ikr. Gerichtsherr Escher und mir von der helvetischen Gesellschaft her; er führte uns in sein Haus, präsentirte uns seiner Frau Mutter, die ich, wie ihn, in Olten gesehen; nachher sahen wir uns noch in der Stadt um, und zu der bestimmten Zeit gingen wir zu General Giulay. Dieser empfing uns höflich, er schlug vor, an die Stelle einer reitenden Escorte uns einen Offizier mit einer Depesche an General Starray in Donaueschingen zu unserm weitern Fortkommen mitzugeben, der könne in unserm Wagen mitfahren; so werden wir weniger aufgehalten und erregen kein Aufsehen. Wir nahmen diese Einrichtung dankbar an; nachdem wir etwas Weniges gespiesen, reisten wir nach zwölf Uhr in zwei Chaisen ab; die eine war zur Noth für zwei Personen geräumig genug, es wurden gleichwol vier so hineingeklemmt, daß buchstäblich keiner den Arm regen konnte, aber es ging nach der Heimat und da war Alles gut genug.

In der Helle wurden Pferde und Chaisen gewechselt und wir aus der Klemme erlöst, zu Neustatt und Unadingen nochmals. Erst nach Mitternacht um zwei Uhr langten wir zu Donaueschingen an und logirten im Posthaus. Seit vierzehn Stunden hatten wir nichts gegessen, waren recht hungrig und forderten also Nahrung. Der Wirth, im Schlafen gestört, war böser Laune; dazu, wie wir nachher ver-

nahmen, ein Freund von den Zürcher-Jakobinern; er schlug es rund ab, so spät in der Nacht Feuer zu machen und gab ziemlich spöttisch den Rath, wir sollen uns nur aufs Ohr legen, das werde uns bis zur Frühstückszeit auch sättigen. Diese Predigt war für hungrige Magen nicht erbauend, wir wollten wenigstens eine warme Suppe haben, aber der Wirth blieb starrköpfig. Unser Offizier, der wegen angebornem Stammeln und Stottern überhaupt äußerst unvernehmlich redete, und zum Essen wie wir andere aufgelegt war, tobte und fluchte, aber verständlich ward er dadurch noch weniger; wir wurden auch laut und wollten zu essen haben. Der Lärm brachte die Wirthin auf die Beine, im großen Negligé kam sie in die Stube gelaufen; wie sie das stotternde Toben des Offiziers hörte, mußte sie lachen, sie begriff den Sachverhalt aber sogleich und sagte ganz freundlich: Ei warum nicht, wenn die Herren mit Wenigem fürlieb nehmen wollen, so soll sogleich Rath geschafft werden, hungrig darf in meinem Hause Niemand zu Bett gehen; es ist nicht gesund. Diese vernünftige Rede beruhigte uns augenblicklich, der Offizier wollte etwas Freundliches sagen und konnte es nicht herausbringen, es blieb bei einem freundlichen Gesicht. In einer Viertelstunde hatten wir eine gute Suppe und Eiernudeln die Fülle, mausestill verzehrten wir beides und gingen müde zu Bett. Wie der Wirth am Morgen von einer Depesche an den General Starray hörte, ward er ganz dienstfertig und entschuldigte seine vorige Grobheit mit Schlafsucht, wir bei der gefälligen Wirthin unser Ungestüm mit dem Hunger.

Um neun Uhr wurden wir dem General Starray vorgestellt, er behandelte uns ausgezeichnet verbindlich, fragte viel wegen der Militäranstalten der Franken in den Gegenden von Basel; dann gab er einem Offizier den Auftrag, uns in das Haupt-Quartier nach Kloten zu begleiten und S. K. Hoheit, dem Erzherzog Karl, eine Depesche, worin unsere Pässe eingeschlossen wurden, zu übergeben. Dem Hauptmann war dieser Auftrag willkommen, weil er auch schon in Zürich gewesen war; er freute sich, seine Bekannten dort wieder anzutreffen.

Wir sahen noch ein Korps Uhlanen paradiren, um halb elf Uhr reisten wir von Donaueschingen ab, am Zollhaus speisten wir zu Mittag. Nach sechs Uhr langten wir glücklich bei der Krone in Schaffhausen an, gingen ohne uns lange aufzuhalten, zu Fuß in's Nool und setzten uns in ein Schiff. Abends um neun Uhr waren wir im Schloß zu Berg und Zeugen der Freude des Wiedersehens unsers lieben Gefährten Ikr. Eschers, seiner würdigen Gattin und Kinder; wir hatten ein liebliches Vorgefühl des Genusses, den wir alle auf den folgenden Tag hoffen durften.

Ungeachtet des unerwarteten späten und zahlreichen Ueberfalls, wurden wir auf das freundschaftlichste gastfrei bewirthet und trefflich logirt.

Samstag, den 24. August, Morgens um acht Uhr, reisten wir in zwei zu Schaffhausen gemietheten Kutschen von Berg auf Kloten in das Generalquartier; um elf Uhr waren wir dort. Der Hauptmann, unser Begleiter, überreichte seine Depeschen einem General Adjutanten, den wir ersuchten, uns bei S. K. Hoheit für eine Audienz zu melden. Das werde wohl nicht möglich sein, war die Antwort, der Erzherzog gehe eben zur Tafel und reise dann sogleich an den Zürichsee. Ueber diese Antwort waren wir betroffen, aus Besorgniß, unsere Ankunft in Zürich könnte einige Tage verspätet werden. Der General-Adjutant sagte aber, er zweifle gar nicht, daß S. K. Hoheit uns erlauben werde, sogleich fortzureisen; nur müssen wir uns gefallen lassen, von Zürich aus wieder in das General-Quartier zu kommen. Indessen nahm er die Depesche und übergab solche dem Erzherzog. In wenigen Augenblicken war er wieder da und berichtete, S. K. Hoheit haben die Gnade uns sogleich Audienz zu geben; er führte uns in das Zimmer, wir wurden von dem Erzherzog auf das Huldreichste empfangen, nach einigen Fragen über unsere Schicksale, Behandlung in Basel und die Durchmärsche der fränkischen Truppen, wurden wir ebenso huldreich ganz frei erklärt, uns nach Zürich zu begeben und gnädig entlassen;

ein Flügeladjutant stellte jedem von uns die mitgebrachten Basler-Pässe zu.

Froh, wie es sich fühlen, aber schwerlich beschreiben läßt, setzten wir uns in die Wagen, empfahlen den Kutschern Eile; es ging rasch. Bei dem Beckenhof unter dem Portal standen ganz von ungefähr Ikr. Reinharts Gattin und sein Schwiegervater, Hr. Hauptmann Heß; unerwartet und groß war die Freude des Wiedersehens; bei uns andern stieg die Sehnsucht nach gleichem Genuß mit jedem Augenblick. Die HH. Hirzel und Pestalozzi hatten unsern Familien wohl Hoffnung gemacht, daß wir in wenigen Tagen nachkommen können. Mit jedem anbrechenden Morgen war ihr Wunsch, möchten sie nur heute kommen! aber so bald erwarteten sie uns nicht. Doch Hoffnung spannt. Bei jedem fremdaussehenden durchfahrenden Wagen (das geschah sehr oft bei meinem an der Landstraße liegenden Hause) ward die Aufmerksamkeit rege, und sorgsam gespäht, ob nicht die sehnlich Erwarteten darin seien. Ich fuhr mit Ikr. Bürgermeister Wyß und stieg am Fußsteig bei der Schanz, als dem nähern Weg, aus. Durch das Rasseln der Räder, die über das Steinpflaster rollten und das starke Geiselklatschen des Kutschers, ward meine treue Gattin an das Fenster gelockt, in dem Wagen sah sie Niemand kennbar; sie warf einen Blick auf den zum Hause führenden Fußpfad und sah mich auf solches zueilen. Ein lauter Ruf, Gottlob, er kommt, er kommt! erschallt in und außer dem Zimmer. Meine geliebte Gattin, meine theuren Kinder, alle Dienstboten kamen unter das Portal gelaufen, wie ich eben hineingehen wollte. Freude, hohe Freude überströmte mich; wir stürzten einander in die Arme, sanfte Freudenthränen flossen auf unsern Wangen; ein himmlischer Moment! wie es im Menschenleben selten gibt.

Zwanzig Wochen und fünf Tage einer drückenden, oft peinlichen Trennung wurden durch diesen Augenblick vergütet. Fragen, Antworten, Erzählungen, drängten sich zusammen, es war in uns allen ein neues, seliges Leben. Eine neue Freudenscene war es, wie ich bald nach meiner Ankunft meine liebe Schwester Escher und ihren wackern

Mann sah; ich war über allen Ausdruck glücklich im Kreis der Meinigen."

Mit diesen Auszügen schließe ich die Darstellung der Ereignisse, soweit sie uns hier berühren.

Noch ist meines Wissens die Frage nirgends genügend untersucht worden, wer der eigentliche Urheber jener gewaltthätigen Maßregeln gewesen sei. Wohl handelten die betreffenden Kantonsstatthalter im Auftrag des helvetischen Direktoriums; wie sehr aber mit Bezug auf die Auswahl der Personen und die Behandlung der Gefangenen ihrer Willkür und ihren persönlichen Antipathien Spielraum gelassen wurde, ersehen wir aus der obigen Darstellung, insbesondere aus der Zusammensetzung des Kriegsgerichtes. Man würde Unrecht thun, die helvetische Regierung allein für Alles, was damals geschehen ist, verantwortlich zu machen. Als später in den gesetzgebenden Räthen das willkürliche und gesetzlose Verfahren scharf getadelt wurde und namentlich Konrad Escher von der Linth dasselbe als konstitutionswidrigen Eingriff in die persönliche Sicherheit der Bürger brandmarkte, schützte man Frankreich vor. Die französischen Behörden, hieß es, würden die Freilassung übel nehmen und als Schwäche, ja gar als Einverständniß mit dem Feind ansehen. Aber hatte denn Frankreich diese Deportationen wirklich verlangt?

Wir werden wohl kaum fehlgehen, wenn wir als den ersten und eigentlichen Urheber der Deportationen den Direktor C. Laharpe bezeichnen. Ihn trieb die Leidenschaft zu den äußersten Schritten; überall witterte er Verschwörungen; von Frankreich allein erwartete er das Heil der Schweiz. Er war es, der darauf gedrungen hatte, daß das helvetische Direktorium mit außerordentlichen Vollmachten bekleidet werde. In seinen Memoiren spricht er sich selbst darüber aus, sowie über die Nothwendigkeit der Unschädlichmachung der reaktionären Parthei durch das Mittel der Deportationen. Schon damals bezeichnete ihn die öffentliche Meinung als den Anstifter der Gewaltakte. An den empörenden Mißhandlungen der Gefangenen aus den Urkantonen in

den feuchten und schmutzigen Kasematten von Aarburg will er unschuldig sein und auch das Direktorium weiß waschen. „Il était reçu désormais, que les mesures énergiques, qu'on se plaisait d'appeler révolutionnaires procédaient de moi seul et qu'il fallait être sur ses gardes contre l'ambitieux, qui les soufflait, schreibt Laharpe von sich selbst.*) Sollte nicht auch hier das Sprichwort Anwendung finden: „qui s'excuse, s'accuse“ und die Volksstimme doch Recht gehabt haben?

Noch heute giebt es unter den Schriftstellern Freunde und Bewunderer der Helvetik, welche jene Deportationen als eine nothwendige Maßregel darstellen, oder wenigstens mit der damaligen Lage der Dinge zu entschuldigen suchen. Angenommen, dem wäre wirklich so gewesen, so hätte jedenfalls die Ausführung dieser außerordentlichen Maßregel in anderer Weise geschehen müssen. In den offiziellen Aktenstücken werden die Deportirten bald als Geiseln, bald als Staatsgefangene bezeichnet. In That und Wahrheit wurden sie weder als das Eine noch das Andere behandelt und es bezeichnet jenes willkürliche und gesetzwidrige Verfahren in traurigster Weise die damaligen öffentlichen Zustände. Sogenannte Geiseln kommen im völkerrechtlichen Verkehr vor, als Sicherheit für die Erfüllung eines Staatsvertrages. Die betreffenden Personen werden als Garanten dem andern mitkontrahirenden Staat übergeben für und bis zur gewissenhaften Erfüllung der eingegangenen Verpflichtung. Um wirkliche Sicherheit zu bieten, werden meist angesehene Personen, aber in beschränkter Zahl, als Geiseln bestellt. So lange sie das sind, müssen sie vom Staat erhalten und entschädigt werden. Die französische Republik hatte diese Sicherheit nicht verlangt. Wir haben es also nicht mit einer Garantie zu thun, welche die französische Regierung vom helvetischen Direktorium verlangte für gewissenhafte Erfüllung des Allianzvertrages vom August 1798. Könnte man hier überhaupt von Geiseln reden, so wären es vielmehr die helvetische Regierung selbst und die Patrioten — so nannten sich damals die Anhänger des Ein-

*) Vogels Schweizergeschichtliche Studien, Bern 1864, enthält S. 65 ff. Mémoires de Frédéric César Laharpe. S. besonders S. 126—130.

heitsstaates — welche in dieser Weise gleichsam von den ehemaligen regierenden Orten, die zwar als solche nicht mehr bestanden, ein Unterpfand verlangten, sich jeder reaktionären Schritte zu enthalten. Waren nun aber die Deportirten bloße Geiseln, so durfte man sie nicht auf so schmähliche Weise behandeln, wie es geschehen ist; sie waren auch nicht verpflichtet, die Reisekosten zu bezahlen und hätten einen Rechtsanspruch auf Entschädigung gehabt. Hievon wollte man aber nichts wissen; deßhalb werden sie nachher als Staatsgefangene titulirt, also wohl als des Landesverrathes verdächtig. In diesem Fall war es Pflicht der Obrigkeit, sie vor Gericht zu stellen und eine bestimmte Anklage gegen sie zu richten, worauf dann mit Bezug auf jeden Einzelnen Freisprechung oder Verurtheilung erfolgen mußte. Auch das geschah nicht, sondern weil keine Beweise beigebracht werden konnten — offenbar hatte man gehofft, in den mit Beschlag belegten Papieren verdächtige Korrespondenzen oder sonstige Anhaltspunkte zu finden — und weil der Sieg der kaiserlichen Armee in der ersten Schlacht bei Zürich im Juni 1799 die ganze politische Situation wenigstens momentan änderte, so wurde die Freilassung, wenn auch mit Widerstreben, bewilligt.

Das ganze Gebahren der helvetischen Regierung und ihrer Organe war also eine terroristische Maßregel, welche zugleich ihre Ohnmacht verrieth. Welchen Kontrast bildet dazu die ruhige und würdige Haltung unserer Deportirten, denen selbst die politischen Gegner ihre Achtung nicht versagen konnten.

Dem zürcherischen Taschenbuch geziemt es wohl, ihnen einen Kranz ehrenvoller Erinnerung zu winden.